versenkten Schiffes weit draußen ist der Ausguckposten — offenbar noch bei seinem letzten Dienst tödlich getroffen — angetäut.

Vor dem großen ausgelaufenen Hafenbecken von Dünkirchen liegt ein versenkter Zerstörer. Die Wasser schwappen über die Vierlingsrohre. Zusammengebrochen liegt der Vormast über den Kaimauern, und die öligen schwarzen Wasser umhüllen den Leib und die Toten des englischen Kriegsschiffes. Nicht anders ging es dem großen 13000-Tonnen-Transporter, der in der zerstörten großen Schleuse von Dünkirchen aufliegt. Auf seinem Heck stehen zwei Geschütze, auf der Brücke stehen Maschinengewehre, deren Läufe sich auf die Kaimauern richten. In seinen Haltetauen hängt das gesunkene Schiff, das auf dem Schleusenboden ruht, im Hinterschiff von Bomben deutscher Stukas getroffen, die es auf Grund setzten.

Um diesen Transporter, der als letzter noch im Hafen lag, als die Franzosen nach Dünkirchen kamen, gab es nach Berichten französischer Gefangener in der letzten Nacht vor dem Fall Dünkirchens einen verzweifelten Kampf zwischen französischen Kolonialtruppen und Engländern, die jenen den Zutritt verwehren wollten.

„Wir haben tapfer gekämpft und den Rückzug der Engländer mit unserem Blut bezahlt. Jetzt können wir nicht mehr. Seit zwei Tagen hatten wir nichts mehr zu essen", so spricht ein französischer Major, der ein Infanterieregiment führte, nachdem der Kolonel gefallen war.

Der Rückweg von Dünkirchen führt uns über Ypern und Langemarck. Die Städte und Dörfer unterwegs tragen die Spuren und Wunden des Kampfes dieser Tage. An Langemarck aber scheint die Vernichtung vorbeigegangen zu sein. Wie traumverloren umgibt es der Frieden dieses Sommerabends. Gleich hinter dem Dorfrand unter den ragenden Pappeln der Landstraße liegt der Ehrenhain unserer jungen Regimenter. Fünf Reihen niedriger Weiden stehen wie Wächter vor dem wuchtigen Zugang von rotbraunem Sandstein. Die schmiedeeisernen Gitter der schlichten feierlichen Eingangshalle tragen eiserne Eichenblätter. Zur Linken kündet die steinerne Tafel in steilen Buchstaben:

„Hier ruhen 6253 bekannte und 3780 unbekannte deutsche Soldaten." Die Rückwand der Zugangshalle trägt die Aufschrift:

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Darunter hängen und liegen zwei Lorbeerkränze; der eine hat eine schwarzweiße, der andere eine Hakenkreuzschleife. Leise betritt der Fuß den grünen Rasen des Eichenhaines dieser über 10 000 jugendlichen Kameraden von 1914/18. Über jedem einzelnen steht das gleiche schmale, fast zarte Holzkreuz. Über jedem steht die gleiche kleine steinerne Tafel mit Namen oder Datum. Alle diese 10 033 Kreuze und 10 033 Steintafeln liegen und stehen in Reih und Glied, wie die, deren Kämpfen und Sterben sie künden. Über ihnen allen rauscht leise der flandrische Sommerwind durch die Eichenkronen dieses Hains, dessen Name unsterblich ist wie seine gefallenen Krieger.

# Schnellboote am Feind

Als die Dämmerung aus dem Westen heraufzieht, stößt eine Schnellbootflottille aus einem holländischen Hafen mit Kurs Süd in den Kanal vor. Leinen los!

Schrille Pfiffe mit der Bootsmannspfeife, und ein Boot nach dem anderen löst sich vom Pier. Wie schnittige Renner jagen sie in langer Kiellinie an der Küste entlang. Hochauf schäumt das Heckwasser, das von wirbelnden Schrauben tausendmal um und um geschleudert wird. Unser Boot ist das Schlußboot.

Die Schelde wird passiert. Blankenberghe, Ostende werden an Backbordseite gelassen. Langsam nähern wir uns unseren Operationsgebieten.

Der Engländer versucht, seine geschlagene Armee in die Heimat zurückzuführen. Hier sollen wir das Werk unserer Luftwaffe unterstützen.

„Alle Allee!" (Alle Fahrt.) Schneidend fegt das Kommando in die Maschinen hinunter. Es ist, als mache das ganze Boot einen Sprung nach vorn, und dann schießen wir in unser Operationsgebiet hinein. Das Heckwasser ist eine kochende See. Es ist Meerleuchten! Wie in ein Silberbad getaucht jagen die Boote dahin, als ob Fackeln durch die Nacht geschleudert würden. So wundervoll dieser Anblick ist, so sehr stört er uns bei unserem Unternehmen. Sind wir doch viele Seemeilen weit zu sehen.

Plötzlich ein Brummen in der Luft! Feindliche Flieger!

„Alle Maschinen halbe Fahrt voraus!"

„Alle Maschinen stopp!"

Abgeblendet und ohne uns durch eine weiße Hecksee zu verraten, liegen wir da. Mit unseren Gläsern suchen wir den Horizont und den Himmel ab. Immer näher kommt das Brummen. Da! Ein schwarzer Schatten schießt durch die Wolkendecke. Kommt wieder. Verschwindet wieder. Dreht eine Kurve. Sucht uns. Aber wir sind nicht zu sehen. Allmählich entfernt sich das Brummen.

„Alle Maschinen halbe Fahrt voraus!"

Näher und näher schieben wir uns an den Hafen Dünkirchen heran. Es sind Minuten gespannter Erwartung.

Das Feuer der großen Schlacht in Flandern und im Artois strahlt bis zu uns herüber. Grelle Blitze zucken auf und künden vom schwersten Artilleriefeuer. Ein unbändiger Stolz erfüllt uns. Später heller Schein am Himmel zeigt das nun schon seit Tagen brennende Dünkirchen.

Da! Helles Schwirren! Ein Jagdflieger kreist über uns. Sofort liegen wir wieder abgestoppt. Bald hat auch er uns wieder verloren. Da — wieder ein Flieger. Jedesmal, wenn er durch die Wolken schießt, blitzt es an den Rändern hell auf. Aber er entdeckt uns nicht.

„Schwarzer Schatten backbord achteraus!"

Ein Ausguckposten schreit es aufgeregt dem Kommandanten zu. Alles ist im Augenblick wie elektrisiert. Die Gläser flitzen an die Augen. Deutlich hebt sich ein schwarzer Schatten ab. Das muß ein Kriegsschiff sein! Eine hohe Back! Drei Schornsteine! Ein dicker Zerstörer! Kurs England! Wahrscheinlich mit vielen Soldaten bis obenhin vollgepfropft. Ruhig, wie bei einer Übung, gibt der Kommandant seine Kommandos. „Gegnerfahrt 15 Meilen. Beide Rohre fertig!"

„Wir drehen ab zum Schuß!" Hell klingt seine Stimme über sein Boot, über seine Männer. Jetzt liegt der Zerstörer breit vor uns. „Backbord 15! Rohr los!" Ein Knacken, ein Knall, und mit einem Zischen jagt der Aal aus dem Rohr, schießt ins Wasser, das hell aufspritzt, zieht seine hell phosphoreszierende Blasenbahn auf den Zerstörer zu.

Der hat Lunte gerochen. Schießt wie irrsinnig in die Gegend. Sieht die Torpedos auf sich zukommen und kann nicht mehr ausweichen. Wieder in ruhigem Gleichmaß die Stimme unseres Kommandanten: „Nebellnn! Ruder hart steuerbord! Alle Alle!"

Fast auf der Stelle wendet unser Boot und läuft mit höchster Fahrt ab. Bange Sekunden vergehen. Der Kommandant beißt sich auf die Lippen. Immer noch nicht? Vorbeigeschossen? Da ist es, als ob die Hölle sich auftut. Aus dem Achterschiff des Zerstörers schießt eine viele Meter hohe Stichflamme. Hurra! Volltreffer!

Die Männer jubeln! Die Spannung ist gelöst. Plötzlich ein Zittern in unserem Boot. Sollten wir getroffen sein? Sollte der Gegner noch geschossen haben? Dumpfes Krachen; eine riesige Stichflamme schießt in den Himmel. Eine ungeheure schwarze Rauchwolke liegt über dem ganzen Geschehen.

Dann wieder eine Detonation von gewaltigem Ausmaß. Die Munition ist mit einem Knall in die Luft geflogen. Schiffstrümmer wirbeln durch die Luft.

Vor dem hellen Feuerschein zieht unser Rottenboot als dunkle Silhouette klar erkennbar seinen Kurs. Noch eine Detonation. Dann ist es mit einem Schlage finster. Ein Zerstörer ist ausgelöscht. Wahrscheinlich ein französischer Zerstörer.

Im frühen Morgengrauen erreichen wir wieder unseren Bestimmungshafen. Am kurzen Mast weht der blaue Siegeswimpel.

# Durchbruch durch die Weygandlinie

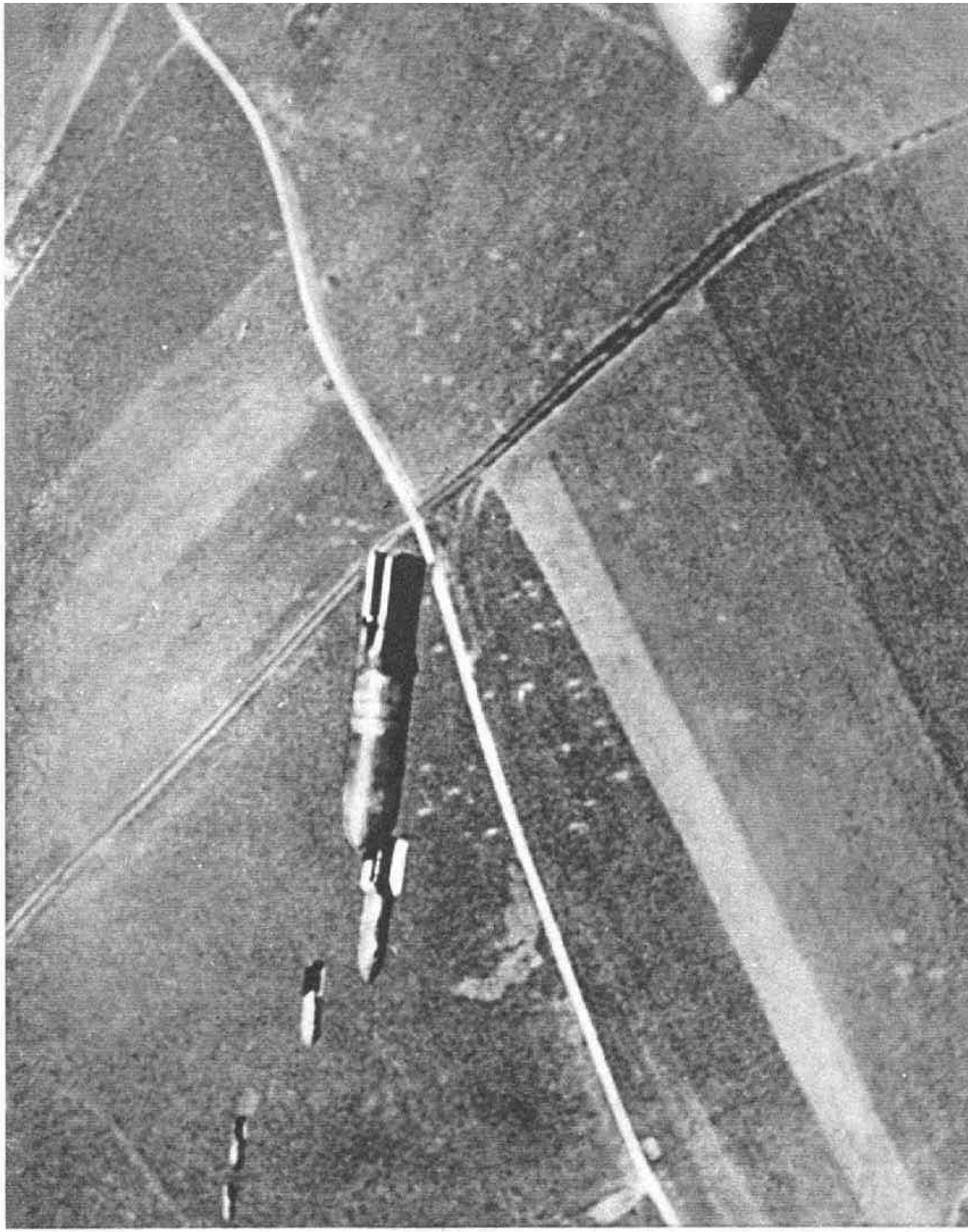
Am 5. Juni war es, da standen wir auf den nördlichen Anhöhen der Somme und schauten hinüber über Amiens auf das jenseitige Ufer. Unwillkürlich überkam uns der Gedanke an jene Tage, da hier im Jahre 1918 unsere Stellungen verliefen und unsere feldgrauen Bataillone zu den letzten entscheidenden Kämpfen gegen die Franzosen ansetzten. 22 Jahre später steht nun die nächste deutsche Generation auf der gleichen Anhöhe, um von hier aus ihr Schicksal endgültig zu wenden. Der Donner der Geschütze rings um Amiens, das Aufleuchten der Mündungsfeuer aus Hunderten von Rohren in der dämmerigen Morgenstunde leiten diesen Kampf ein. Unübersichtlich ist das Gelände. Hänge, die sich dort ineinanderschieben, Wälder, welche die Täler sperren. Dörfer und kleine Städte, die dicht eingebettet sind in bewaldetes Gelände.

Auf diesem unübersichtlichen, waldigen, zum Teil sumpfigen Gelände hat der französische Generalissimus Weygand das System seiner Verteidigungslinie aufgebaut. Jetzt, wo wir hindurch sind, überschauen wir es erst richtig und sehen zugleich, wie der Weygandplan dort angelegt war. Es ist ein System von Feldbefestigungen, das seinen Schwerpunkt in den Wäldern und Gehöften hat und dessen Mittelpunkte jeweils Ortschaften sind, die wie Festungen ausgebaut wurden. Wenn wir heute durch diese zertrümmerten Ortschaften ziehen, dann fallen uns die ungezählten Schießscharten in den einzelnen Häusern, die aufgebauten Sandsäcke, die großangelegten Minensperren auf.

Da, am Ausgang eines kleinen Ortes, steht ein Haus, das weithin das Gelände beherrscht. In den oberen Stockwerken sind die Fenster mit Sandsäcken verbaut. Aus diesen Sandsäcken heraus schaut ein im Stich gelassenes Maschinengewehr, dort wieder ein Granatwerfer oder ein Infanteriegeschütz. Vor dem Haus wieder eine Barrikade von Sandsäcken und dahinter ein mannstiefes Loch. Wieder eine MG-Stellung. Daneben die gleiche Vertiefung für ein Pakgeschütz. Aus den Kellerlöchern starren noch die Gewehre. In den Kellern selbst Strohmatten, ein paar zurückgelassene Gläser und Weinflaschen, der Raum stark abgestützt gegen Fliegerangriffe — das Ganze ein zum Bunker umgestaltetes Wohnhaus. Hunderte dieser Häuser, nein, tausende sind es, die der Franzose so befestigt hat, und wovon jedes einzelne im Nahkampf von unserer Infanterie genommen werden mußte. Das



Stuka-Angriff auf Le Havre



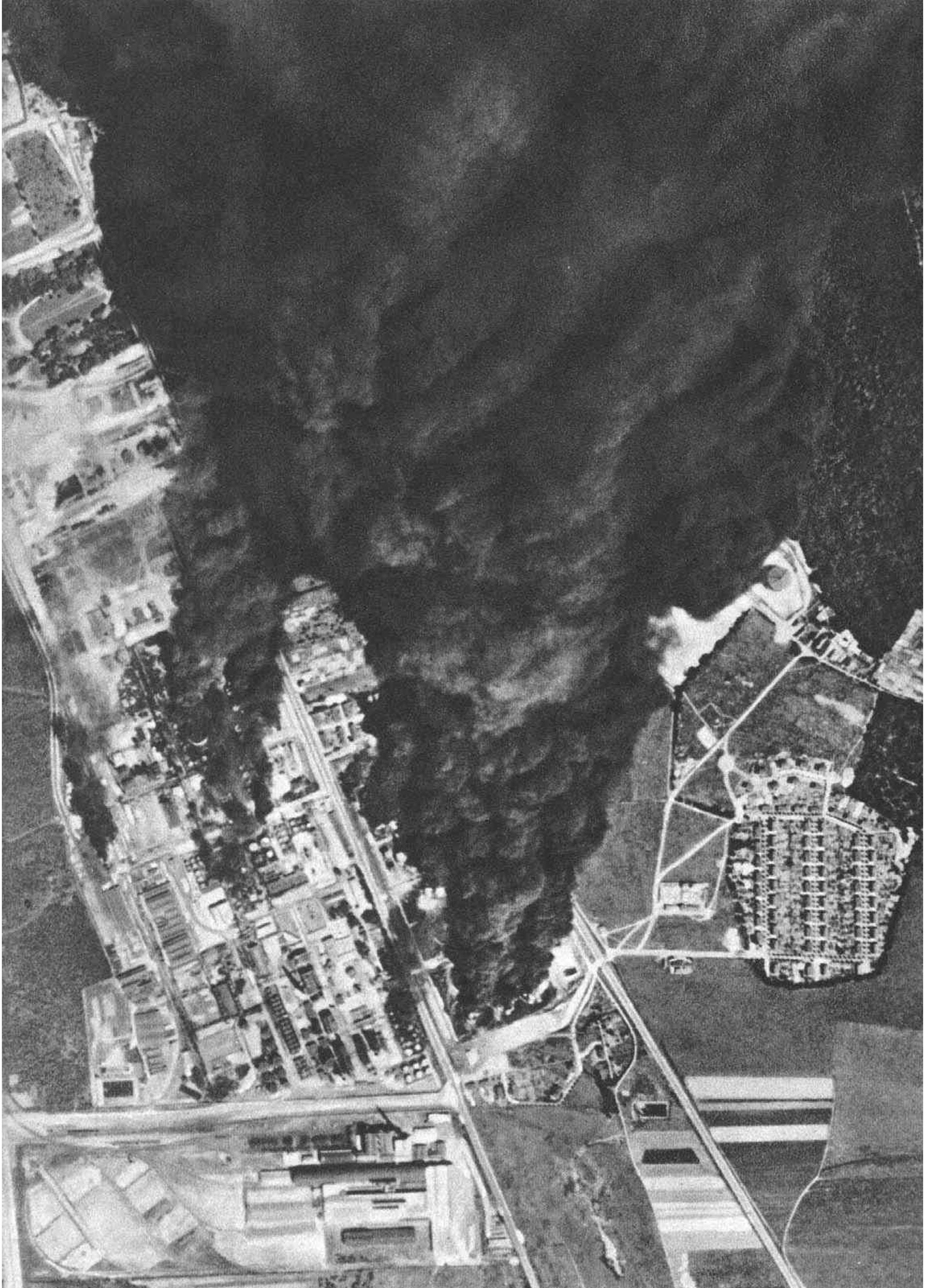
Bombenreihenabwurf



Pionierstoßtrupp beim Übersetzen

Kradkolonne während der Offensive an der Aisne





In Brand geworfene Erdölraffinerie bei Rouen



Fort de Brimont bei Reims

An der Straße von Les Andelys nach Gaillon



Gelände von Ortschaft zu Ortschaft wurde unter eine Feuersperre genommen, die es dem Angreifer nahezu unmöglich machte, zwischen den einzelnen Ortschaften durchzubrechen. Geschickt wurden die Wälder in dieses Sperrsystem einbezogen. Ganze Bataillone bester französischer Regimenter lagen darin, gleichsam als die entscheidenden Verteidigungsstoßtrupps der gesamten Weygandlinie. Die Straßenübergänge, die Straßenkreuzungen, die nach Norden neigenden Grenzen der Wälder und Ortschaften — alles war von Minen verseucht.

Das Ziel der Franzosen war klar. Weygand hatte die alles revolutionierende Kampftaktik des deutschen Heeres anscheinend erkannt. Dieser Kampftaktik wollte er Schach bieten. Jedes Hindernis sollte in ganzer Breite der französischen Front gleich stark sein, um den Deutschen jede Möglichkeit zu nehmen, an einzelnen Stellen einzubrechen, den Vormarsch fortzusetzen und die Franzosen vom Rücken her abzuschneiden. Deshalb die zu Schutzwällen ausgebauten Garten- und Parkmauern, deshalb die zu Bunkern und Festungen umgewandelten Häuser und Schlösser.

Gegen diesen Wall setzten am 5. Juni, einem strahlenden Sommermorgen, rings um Amiens und in den südlichen Vororten der Stadt, also im mittleren Abschnitt zwischen Laon und der Kanalküste, die Panzer- und Infanterieregimenter zum Durchbruch an. Allein in dem kleinen Abschnitt südlich Amiens sind sechs französische Divisionen eingesetzt. Wir sehen noch, wie unsere Panzer aus Amiens herausbrechen, auf dem rechten Flügel mit der Stoßrichtung gegen Dury, auf dem linken gegen St. Quentin. Nun wälzen sich die Kolosse gegen Cresnaux im engsten Zusammenwirken mit den Panzern der Nachbarabschnitte, die im ersten Ansturm die Höhen überschreiten und über St. Fuscien hinaus am Horizont verschwinden. Unerhört zäh und verbissen verteidigt sich hier der Gegner. Immer wieder stört er von der rechten Flanke her das Vordringen unserer Panzer Ein Hagel von schweren Granaten geht auf das Gelände von Dury nieder, auf die heiß umkämpfte Irrenanstalt hinter Amiens. Die ganze Wirkung seines Sperrfeuers wirft der Franzose unseren vordringenden Kolonnen entgegen. Gerade auf der rechten Flanke muß Meter um Meter erkämpft werden. Während unsere Panzer links an Dury vorbeischwenken und Dury in die Zange nehmen wollen, entspinnt sich ein verbissener Häuserkampf in diesem kleinen Nest, das nun für viele Stunden im Mittelpunkt des Kampfes stehen soll. Anfänglich sind es unsere Infanteristen, die hier mit unerhörtem Schneid gegen einen Wall von waffenstarrenden Häusern und Sandsäcken angehen. Schon ist der Ort ein einziger Trümmerhaufen. Und immer noch wehrt sich der Gegner. Zur Hälfte ist Dury erobert, da geht der Kommandeur eines Panzerbataillons mit ein paar Männern, die entsicherte Waffe in der Faust, gegen die letzten Widerstandsnester vor. Der Franzose ist frappiert. Zwei Poilus wollen sich noch wehren. Sie werden niedergeknallt. Dann springt er dem französischen Kapitän an den Kragen, entreißt ihm die Waffe, die anderen

Franzosen werfen die Waffen weg und ergeben sich. Damit ist das Schicksal von Dury entschieden.

Zur gleichen Stunde rollt die linke Panzerbrigade unerbittlich gegen die feindliche Artillerie bei Sains. Fünf Batterien eröffnen hier ein starkes Störungsfeuer gegen unsern Vormarsch. Und die französische Artillerie schießt gut. Ihr alter Ruf hat sich bewährt. Diese Batterien müssen vernichtet werden, und zwar durch die Panzer! Das fast unmöglich Erscheinende gelingt. Die feindlichen Batterien werden erreicht, ihre Bedienung niedergekämpft, und dann steigen unsere Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aus den Panzern, vernichten die restliche Mannschaft an den zwanzig Geschützen und machen alle Langrohrkanonen unbrauchbar.

Aber schon hat der Gegner wieder seine ganze Kraft eingesetzt, um den deutschen Stoß zu parieren. 65 schwerste französische Panzer rollen mit noch unverbrauchter Kraft gegen unsere seit sieben Stunden in drückender Hitze kämpfenden schwarzen Husaren. Aber diese Panzerbrigade kennt kein Zurück, mag der Gegner noch so überlegen sein. Schwaben sind es, die hier aufs Ganze gehen. Mögen die Verluste manchmal auch schmerzlich sein, die Gefallenen müssen gerächt, der Ruf der Panzer muß hochgehalten werden. Ein einziger Oberleutnant war es, der sich den Angreifern mit seinem Wagen stellte und aus 25 Meter Entfernung fünf schwere feindliche Panzer mit sicherem Schuß erledigte. Von einem Hügel hinter St. Fuscien konnten wir diese Panzerschlacht beobachten, die uns manchmal glauben machte, man sähe ein mittelalterliches Turnier, in dem sich Mann gegen Mann in eherner Rüstung gegenüberstanden. Unsere Lanzen waren auch hier die stärkeren. Schon nach kurzer Kampfzeit blieben die Kolosse der Franzosen zum Teil auf der Strecke. Dort ein lichterloh brennender französischer Panzer. Man sieht noch, wie sich die Mannschaft im letzten Augenblick ins Freie retten will. Vergebens...

Keinen Augenblick aber lassen unsere Panzer dem fliehenden Gegner Ruhe. Sie heften sich an seine Fersen. Und noch im Rückzug wird er vernichtet. Erst in Gattepanche setzt sich der Feind noch einmal fest. Ein heißer Kampf entbrennt um dieses kleine Nest. Heute ist es ein wilder Trümmerhaufen. Kaum ein Haus steht noch. Da, ein Volltreffer unsrer Artillerie in ein feindliches Munitionslager. Dort ist die Hölle los. Stundenlang wogt der Kampf, Stunden, in denen sich unsere Schützen Meter um Meter vorwärtskämpfen müssen, genau wie ihre Kameraden, die, unsern Panzern rechts folgend, sich in Rumigny und Hébécourt noch in den späten Abendstunden im wilden Straßenkampf schlagen müssen.

Das war die erste entscheidende Bresche, die den Brückenkopf von Amiens erweiterte. Es ist ein Keil in die Weygandlinie getrieben, aber sie selbst ist noch nicht überwunden. Unter dauerndem Flankenschutz nach rechts und links müssen sich unsere Regimenter jeden Fußbreit Boden erobern. Le Bosquel und Essertaux sind die nächsten Ziele. Vor uns stehen immer noch bewährte französische Divisionen, unterstützt von den Kolonialtruppen. Eine infame Kampftaktik betreiben diese Kerle. Da

lassen sie in einem Nest einen Spähtrupp durchsausen, werfen sich dann mit ihrer ganzen Hauptmacht auf den anstürmenden Feind und wollen den Spähtrupp abriegeln. Aber gerade hier greift unsre Artillerie, greifen unsre Flaks und Infanteriegeschütze entscheidend in den Kampf ein. Weit vorn stehen diese Geschütze und treffen Widerstandsnest um Widerstandsnest erbarmungslos. Da drüben hinter Le Bosquel ein feindliches MG-Nest. Ein einziger Schuß genügt, es völlig auszuräuchern. Aber dann kommen wieder diese verfluchten Wälder, die voller Minen liegen. Dauernd funken die Franzosen aus ihnen heraus. Immer den Panzern und Schützen in die Flanke. Wie wohltuend ist doch ein Stukaangriff, der die ganze Sippschaft da drinnen ausräuchert. Wie die Raubvögel stürzen sie sich auf die Beute in den Wäldchen 1 und 2 bei Conty und Rogy und da drüben hinter Essertaux und Jumel. Sie leisten ganze Arbeit. Die abgesessenen Kradschützen räumen den Rest weg.

Drei Tage von früh bis in die späten Abendstunden und im nächtlichen Kleinkampf dauerte dieses unerbittlich harte Ringen. Drei Tage, in denen Quadratmeter um Quadratmeter erkämpft wurde. Kaum, daß unsere schwarzen Husaren einmal richtig geschlafen haben. Dazu noch diese erbärmlich drückende Hitze in unsern Panzerwagen. Aber die Kerle fuhren, stürmten, siegten Tag für Tag. Nur vorwärts! Als dann hinter Essertaux und Jumel die letzte feindliche Artilleriefeuersperre durchlaufen war, als Essertaux, einem rauchenden Trümmerhaufen gleich, sich gegen den Horizont abhob, da war der feindliche Widerstand gebrochen. In wildem Strudel fluten die Franzosen zurück, um ihr bißchen Leben zu retten. Das war der Augenblick, da für uns die große Jagd begann. Die Schützenregimenter saßen auf, die Panzer fuhren, was das Zeug hielt: Stoßrichtung St. Just. In einem Tag ging es nun vor bis zur Oise, in einem Tag 30 Kilometer, immer dem fliehenden Feind auf der Ferse, aber doch immer gestört, angegriffen, gehindert von den feindlichen Kräften in unsern beiden Flanken. Die Franzosen stürzen in den vor uns liegenden Gehöften aus den Häusern mit riesengroßen verwunderten Augen. Sie glauben es nicht, daß wir da sind, schmeißen die Arme in die Luft und die Waffen weg. Keiner hat Zeit, sich um die Gefangenen zu kümmern; wir müssen vorwärts, vor, vor, vor ... in rasendem Tempo. Die Schützen halten gar nicht an auf ihren Wagen. Eine einzige, unheimlich sich vorwärts bewegende Staubwolke, die den Franzosen verfolgt. Wild durcheinander stehen die französischen Panzer, die französischen Kanonen und Haubitzen, Munitionskästen, Tornister, Protzen, alles liegt durcheinander. Dort im französischen Panzer eine vollkommen verkohlte Leiche. Breteuil ist erreicht, St. Just durchschritten. Überall Trümmerstätten.

Aber dann treffen wir die französischen Panzer wieder, bei Erquenvillers und bei Bailleul. Geschickt brechen sie aus ihren Stützpunkten hervor, suchen eine Waldkante als Tarnung und richten ihr Feuer gegen uns. Dann legen sie die Ge-

samtkraft ihrer Artillerie auf unsre Panzerbrigade, die nun schon den fünften Tag kämpft. Ein Regimentskommandeur, der seine Panzer zum Sturme führt, wird viermal zum Umsteigen gezwungen, da sein Panzer immer wieder einen Treffer erhält. Immer wieder sind es die Stöße von der linken Flanke her, die die Einkesselung der Franzosen aufhalten oder verhindern sollen. Aber alle werden sie zurückgeschlagen. Dort feuern die Panzer auf ein französisches Kavallerieregiment. Das reinste Hasenschießen. Hier wieder wird eine feindliche Batterie über den Haufen geschossen, am anderen Ende eine marschierende französische Kolonne von unseren MGs niedergemäht. Langsam bildet sich hier die Trümmerstätte von sechs starken französischen Divisionen. Bis an die Oise geht es links, rechts bis Châtillon und Quinquempoix, und schließlich über Clermont und die Oise bis nach Creil. Clermont war noch eine harte Nuß. Die Franzosen hatten es stark befestigt, und auch hier wieder mußte Haus um Haus erkämpft werden. Schon rollen unsre Panzer an Clermont vorbei. Aus den Luken schauen wir heraus und freuen uns, wie die Franzosen das große Laufen kriegen. Ein paar Panzerwagen sind es ja nur, aber sie genügen anscheinend vollauf. Dann ist auch der Kessel geschlossen, die Vereinigung mit den Nachbartruppen vollzogen.

Aber was böllert denn da hinten noch weit hinter der Front? In der Nacht noch Infanteriefeuer? Die letzten Widerstandsnester sind es, die hier ausgeräuchert werden. Sie wurden umgangen, jetzt werden sie ausgekämmt. Aus den Kellerlöchern hauen die Neger noch ihre letzte Munition heraus. Manch einer von uns mußte hier noch das Leben lassen. Auch die Wälder werden durchstreift, der letzte Widerstand wird rücksichtslos beseitigt. Und dann, ja dann ist auch der Wald von Compiègne durchschritten, der Wald, in dem Marschall Foch 1918 den Waffenstillstand diktierte. Aus ihm heraus und aus all den Nestern des letzten Widerstandes treten nun kilometerlang die Kolonnen der Franzosen und ihrer Hilfsvölker, der Gelben, Schwarzen und Braunen, ihren Marsch in die Gefangenschaft an. Sie tragen noch den Fes. Wickeln sich weiße Handtücher turbangleich um ihr gekräuseltes, schwarzes Haar. Sie streiten sich um Wasser und saugen gierig mit ihren wulstigen Lippen die paar Tropfen auf, die noch in ihren Feldflaschen stecken. Man sieht es ihnen an, sie sind erschöpft, restlos erschöpft. Seit Tagen haben sie nichts mehr zu essen bekommen, seit Tagen kämpfen sie ununterbrochen. Aber sie wissen nicht wofür. Wir aber wissen es: Es ist die Rache für Compiègne.

Über dem Schlachtfeld südlich von Amiens liegt tiefe Ruhe. Der Klatschmohn leuchtet aus den blühenden Kornfeldern, die Rebhühner huschen über den Weg, als wäre nichts geschehen. Nur die Krähen ziehen über die vernichteten Waffen der französischen Divisionen, die in allen Kalibern über dieses Schlachtfeld verstreut liegen, und kreischen ihr Todeslied. Am Wegrand steht ein Meilenstein, und auf ihm eingeritzt, für uns kaum vorstellbar: 45 Kilometer vor Paris.

# Die Hölle in der Schlucht von Braye

## Aus dem Tagebuch eines Bataillons

Als in der Frühe des 5. Juni die deutschen Bataillone am Chemin des Dames in ihren Ausgangsstellungen liegen, als die Gewehre durchgeladen sind und die Handgranaten griffbereit im Koppel stecken, als die Sekundenzeiger der Uhren nur noch wenige Umdrehungen zu machen brauchen, um die Zeit anzuzeigen, zu der der Angriff beginnen soll, steht im Osten ein helles Morgenrot am Himmel. Und als die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont fallen, lassen sie zwischen den fahlgrünen, hohen Getreidefeldern und satten Kleeäckern breite Streifen rot aufleuchten. Unzählbare Blüten des Klatschmohns stehen hier dicht bei dicht. War es im Großen Kriege nicht genau so? Die alten Kameraden, die damals schon dabei waren hier am Chemin des Dames, sehen das gleiche Bild aus jener Zeit nun wieder vor sich.

Er ist fast kahl. Sein Scheitel wird nur unterbrochen von einzelnen niedrigen Gebäudekomplexen, deren Namen schon einmal in die deutsche Kriegsgeschichte eingingen, der Malmaison-Ferme mit dem Fort Malmaison, der Roya-Ferme und der Malva-Ferme, um nur einige zu nennen.

Aber der Sekundenzeiger läßt nicht lange Zeit zu Erinnerungen. Schlagartig beginnt aus deutschen Geschützen ein Feuerüberfall, der kurz, aber stark ist. Die Granaten wühlen die dünne Erdkrume auf den Felsen um, schlagen neue Trichter in das Gelände, das vor kaum mehr als zwei Jahrzehnten schon einmal von vielen hunderttausend Granaten umgepflügt wurde.

Unter den grauen Stahlhelmen hervor beobachten unsere Soldaten. Sie wissen, um was es an diesem Tage geht, daß Frankreichs beste Regimenter, Alpenjäger, sich ihnen zum Kampfe stellen.

Es wird einen heißen Tag geben. Besonders für das erste Bataillon eines Regiments, das rechts und links der Malva-Ferme in Bereitschaft liegt und schräg über den Chemin des Dames hinweg in südwestlicher Richtung zum Sturm angesetzt ist.

Noch eine Minute, dann ist der Feuerschlag der Artillerie beendet. Das rechte Knie ist an den Körper angezogen für den ersten Sprung, die linke Hand umfaßt das Gewehr — noch einen Blick über das Gelände — da bläst auch schon der Hornist das Sturmsignal. Der Bataillonskommandeur springt als erster auf, die

Pistole in der Hand, sein Adjutant, seine Offiziere, seine Männer folgen. MG- und Schützenfeuer schlägt ihnen entgegen. Die eigenen Maschinengewehre, die den Feuerschutz übernommen haben, antworten. Die ersten Verwundeten. Aber die Männer stürmen weiter, stürmen, wie sie es im Gefechtsdienst gelernt haben.

In Bruchteilen von Sekunden prägt sich den Stürmenden für immer unvergeßlich das Bild ein, das in diesen Minuten der Kriegsgott malt: die Einschläge auf breiter Linie vor ihnen, aus Staubwolken hochfliegende Steinbrocken und Holzstücke, beginnende Brände im Dorf Braye, halblinks von ihnen, drüben vor Büschen und Erdwällen Mündungsfeuer und blaue Rauchwölkchen, die verräterischen Zeichen feindlicher Widerstandsnester. Dann der mit dichtem Unterholz bestandene Hang jenseits der Schlucht, den sie in wenigen Minuten hinauf müssen, und oben auf der Höhe ein großes Kleefeld, neben dem sich ein breiter Streifen mit Klatschmohn hinzieht. Auf dem Hosenboden rutschen jetzt die Männer den Steilhang hinunter. Das geht schneller und strengt nicht so an. Da, wo die französischen Granaten und das MG-Feuer am stärksten sind, gibt es kleine Stockungen. Aber da schauen die Männer auf ihren Kommandeur, der immer noch die Spitze hält. Er hat bereits den Fuß des jenseitigen Hanges erreicht. Sein Stab und ein Zug, insgesamt etwa 40 Mann, hinter ihm.

Da bricht die Hölle über das Bataillon herein. Artillerie und die schweren und leichten Infanteriewaffen legen eine undurchdringliche Sperre. Der Angriff stockt. Der Kommandeur mit seinen 40 Mann ist gerade noch durchgekommen. Er stürmt bereits im Unterholz weiter nach oben.

Die aufgehaltenen Kompanien versuchen nachzustoßen. Erfolglos. Nach einiger Zeit setzen sie nochmals an. Unmöglich, durch diesen Feuerriegel hindurchzukommen! Unmöglich, auch nur kleine Teile vorzuschieben, bevor nicht der Widerstand des Gegners geschwächt ist.

In der Zwischenzeit hat der Bataillonskommandeur mit seinem Häuflein ohne Verluste den Rand des schmalen, langgestreckten Hochplateaus, auf dem der Chemin des Dames verläuft, erreicht. Der Gegner ist über diesen kühnen Angriff so verblüfft, daß er einen Teil seiner Feldbefestigungen räumt. Dieser Augenblick wird ausgenutzt und noch mehr Raum gewonnen. Aber da hat der Franzose wieder Fuß gefaßt und schießt frontal und aus der Flanke, was seine Läufe nur hergeben. Die Garben der MGs prasseln auf das kleine Häuflein herein. Die Geschosse der schweren Infanteriewaffen krepieren rechts und links und zwischen den Männern. Die Splitter zwitschern über die Köpfe hinweg, schlagen hart an die Stahlhelme und reißen Wunden.

Die Männer liegen in einem Kleefeld. So gut es irgend geht haben sie sich eingegraben. Jeder Schuß, den sie abgeben, lenkt das Feuer zehnfach auf sie. Sie sehen, wie die Maschinengewehrgarben die Kleehalme zerreißen, als fahre die Sense hindurch. Sie sehen die Garben näherkommen, drücken den Kopf fest auf die Erde, schmiegen den Körper noch enger in das niedrige Schützenloch.

Die Zeit scheint stillzustehen. Sekunden werden zu Stunden. Aber es heißt durchhalten, bis die Kameraden nachstoßen.

Ein Verwundeter schreit nach dem Sanitäter. Ein Kamerad kriecht langsam hin und legt einen Verband an. Dort bittet einer um Wasser, aber die Feldflaschen sind leer, bis auf den Vorrat, der für die Verwundeten bleiben muß. Und dabei brennt unbarmherzig die Sonne. Die Köpfe glühen unter den Stahlhelmen. Schießt überhaupt noch die eigene Artillerie? Ja, da der Abschuß, dort der Einschlag.

Seit Stunden liegen sie nun schon hier fest. Es wird Mittag, es wird 14 Uhr, es wird 16 Uhr. Der Bataillonsadjutant, der schon am Morgen zurückgerobbt war, um die Verbindung wieder aufzunehmen, ist zurückgekommen. Die Hölle in der Schlucht von Braye tobt unvermindert weiter, so daß es unmöglich ist durchzukommen. Er versucht es nochmal. Aber er kommt weder zurück, noch erreicht er das Bataillon. Ein zweiter Offizier versucht es zusammen mit einem Melder. Sie schaffen es, aber zu spät.

In den späten Nachmittagsstunden ist das letzte Verbandpäckchen aufgebraucht und die letzte Patrone verschossen. Fast die Hälfte des Stoßtrupps, zu dem die Männer durch den Zwang der Verhältnisse geworden sind, liegt still im Kleefeld. Der Rest ist mit wenigen Ausnahmen verwundet. Dazu kommt, daß der Gegner sich langsam herangearbeitet hat. Auf zehn Meter liegt er nun schon gegenüber und schießt in das wehrlose Häuflein hinein. Um weitere Verluste zu vermeiden, ergibt sich um 18 Uhr der Bataillonskommandeur mit seinen restlichen Männern.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit bleiben die Gefangenen in den französischen Feldstellungen. Dann werden sie zurückgebracht in das Dorf Ostel, das wenige Kilometer hinter der Front liegt. Und nun beginnt für sie, die den ganzen Tag über Sekunde um Sekunde den Tod vor Augen sahen und völlig erschöpft sind, die Leidenszeit der französischen Gefangenschaft. Für die Verwundeten darf kein Wasser geholt werden. Es werden für sie keine Verbandpäckchen ausgegeben, um die durchbluteten Verbände erneuern zu können, es gibt nichts zu essen, es gibt nicht einmal Stroh, um die durch den großen Blutverlust Geschwächten betten zu können.

Auch am nächsten Morgen darf der Keller nicht verlassen werden. Acht Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und ein Unteroffizier bewachen die paar Mann, von denen nur wenige so bewegungsfähig sind, daß Fluchtverdacht vorliegen könnte. Unter ihnen der Bataillonskommandeur. Sein Entschluß zu fliehen war sofort nach der Gefangennahme gefaßt. Aber er mußte an diesem Tage ausgeführt werden. Auf dem Transport wäre es zu spät.

Mittags machte er seiner Bewachung klar, daß er sofort zu einem Arzt gebracht werden müsse. Nach langen Verhandlungen und nach echt preußischen Befehlen, die von den Franzosen zwar nicht verstanden werden, aber durch ihren Ton wirken, gelingt es ihm endlich, unter Bewachung von vier Soldaten aus dem Keller her-

auszukommen. In einem günstigen Augenblick, in dem die Posten durch krepierende Granaten abgelenkt werden, springt er zur Seite, macht einen Satz über den Zaun, stürzt, rafft sich wieder auf, läuft weiter, während die Franzosen hinter ihm herschießen. Er erreicht den Wald, der sich etwa in 50 Meter Entfernung von der Dorfstraße erstreckt, schlägt in dem dichten Unterholz einen Bogen, sieht im letzten Augenblick, daß er auf den Troß einer feindlichen Artillerieabteilung zuläuft, schwenkt wieder ab und wirft sich schließlich völlig erschöpft unter einen Dornbusch.

Was nun folgt, ist wohl das Schlimmste, was ein Soldat an Zermürbung zu ertragen haben kann. Um 15 Uhr beginnt die schwere deutsche Artillerie das Waldstück abzukämmen. Das Pfeifen der Granaten überschneidet sich. In die Detonationen mischt sich das Surren und Zwitschern der Splitter, die mit hartem Aufschlag in die Stämme schlagen, die auf Steinbrocken treffen und als Querschläger weiterfliegen.

So geht es bis 19 Uhr. Mit einem kleinen Metallspiegel hat sich der Flüchtling ein Deckungsloch geschabt und einen niedrigen Erdwall um sich gebaut, in dem später unzählige Splitter gefunden werden. Da beginnt der deutsche Angriff auf den Wall. Aber er wird aufgehalten von wenigen Hecken- und Baumschützen. Der Bataillonskommandeur sieht, wie sie anlegen, hört, wie seine Männer nach dem Sanitäter rufen, und er muß zuschauen, kann nicht helfen! Vorsichtig kriecht er zurück in Richtung auf Ostel. Am Dorfrand sieht er französische Soldaten. Also wieder zurück in den Wald in die alte Stellung. Dabei wird er gehetzt von feindlichem Feuer. Kaum liegt er in Deckung, beginnen die deutschen Angreifer, die Widerstandsnester im Wald mit Granatwerferfeuer zu bepflastern. Es wird abgelöst durch Artilleriefeuer, das den Flüchtling wieder aus dem Wald heraustreibt zum Dorf, das jedoch immer noch vom Franzosen besetzt ist. So muß er wieder zurück, muß wieder durch das feindliche Feuer hindurch.

Die Nacht bringt einige Stunden Ruhe. Aber kaum ist der Morgen angebrochen, beginnt das deutsche Granatwerferfeuer von neuem. Dann kommt endlich die Rettung. In den späten Vormittagsstunden wird wieder Ostel angepirscht. Das Dorf ist leer. Der Spähtrupp eines Nachbarregiments erkennt den Kommandeur des I. Bataillons und bringt ihn zurück. Nach zweieinhalb Tagen gerettet aus Situationen, aus denen es kein Entrinnen mehr zu geben schien, nach zweieinhalb Tagen endlich wieder einen Tropfen Wasser auf den trockenen und schon angeschwollenen Gaumen, nach zweieinhalb Tagen wieder bei den Kameraden, die mit einem nicht zu übertreffenden Angriffsgeist das schier Unmögliche erreichten, den Sturm über den Chemin des Dames zu tragen, und die anschließend sofort den Übergang über die Aisne und die Marne erzwingen, während die schwere Kampfstätte des „Damenweges“ wieder friedlich daliegt. Nur die Granattrichter aus dem Großen Krieg sind um viele Tausende vermehrt worden, und über frischen Soldatengräbern stehen schlichte Holzkreuze, geschmückt mit den Stahlhelmen der Gefallenen. Auf die braunen Hügel haben die Kameraden dicke Sträuße aus rotem Mohn gelegt.



Die Geschlagenen



Gefangene Engländer und Franzosen

Französische Infanterie ergibt sich



## Infanterie und Pioniere stürmen über die Somme

Tagelang war die Somme die Grenze zwischen Freund und Feind. Tagelang mußten unsere Feldgrauen an den Ufern des Flusses, der im Weltkrieg so schicksalhaft für unser in der Abwehr ausharrendes Heer wurde, Gewehr bei Fuß stehen. Und schon wollte man drüben im alliierten Lager frohlocken: die Deutschen wieder an der gleichen Stromstelle festgehalten wie in den Septembertagen 1914... Dann würde sich vielleicht auch alles andere noch wenden lassen.

Es war eine trügerische Hoffnung. Schon der Waffenlärm, von dem die Täler der Somme zum ersten Male seit dem Weltkrieg widerhallten, als in der vorigen Woche die schweren Angriffe französischer Tanks und Kolonialdivisionen an der deutschen Abwehr zerschellten, war ein drohendes Zeichen für Frankreich, daß keine Wunder der Weltgeschichte sich wiederholen. Die Divisionen hier wußten, worauf es ankam: den Kameraden der Flandernschlacht den Rücken zu decken, bis das Schicksal des großen Kessels im Norden endgültig entschieden sein würde. Dann mußte auch ihre Stunde kommen, wo sie wieder Tritt fassen konnten zum befreienden Angriff, zum Vormarsch.

Heute morgen um 4 Uhr 30 ist die gewaltige deutsche Angriffswelle, die nur vorübergehend angehalten war, wieder in Bewegung gekommen. In den letzten Tagen schon rollte es unaufhörlich und endlos vom Norden heran. Regimenter und Abteilungen aller Waffen, von den leichtesten bis zu den schwersten, von den motorisierten bis zu den in Sonnenglut und Staub unermüdlich marschierenden Infanteristen. Trotz dieses gewaltigen Aufmarsches, der sich dicht hinter der Front vollzog, hat der Franzose von den kommenden Ereignissen offenbar nichts gemerkt. Die deutschen Flieger sorgten dafür, daß die feindliche Luftaufklärung nur wenig in das Hinterland einsehen konnte. Das Tarnen gegen Fliegersicht hat man bei allen unseren Truppen ausgezeichnet heraus.

Eine schwere Kanonade, mitunter sich bis zum Trommelfeuer steigernd, lag in den beiden letzten Nächten auf den deutschen Stellungen und über den Dörfern nördlich der Somme. Als aber kein einziges deutsches Geschütz antwortete, die Front der Deutschen sich in Schweigen hüllte, beruhigte man sich drüben bald und stellte am frühen Morgen das Feuer ein, zu der gleichen Stunde also, als der deutsche Angriff schon bis in die letzte Einzelheit aufgebaut war.

Schon hatten die Pioniere ganz vorn im Schutze der Weiden und Holzungen in der Flußniederung ihre Schlauchboote fertig gemacht und alles zum eiligen Aufbau bereitgestellt. Schon lauerte hinter Bäumen und Hecken, in Schützenlöchern geduckt, die deutsche Infanterie mit allen ihren Waffen auf den Befehl zum Angriff.

Morgens 4 Uhr 30 rollte das Uhrwerk dieser gewaltigen Organisation pünktlich ab. Hier zwischen Amiens und Abbeville steht eine Anzahl aktiver Divisionen zum Angriff bereit. Süddeutsche erprobte Soldaten, die zwei Jahre gedient haben, sich in Polen die Waffenerfahrung holten und die langen Monate des Wartens zu strenger Arbeit verwandt haben, eine gefechtserfahrene Truppe, der der Feind — das hat auch dieser Tag heute wieder gezeigt — nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Hinter den Marschierern aber steht die deutsche Artillerie aufgebaut. Geschütz neben Geschütz, Batterien und Abteilungen aller Kaliber, daneben Flak und die Geschützwaffen der Infanterie.

Der Divisionsstab ist auf eine Waldhöhe gerückt, von der man einen weiten Rundblick hat, auf das weite Sommetal, auf das Ufer drüben, das zum Teil jäh ansteigt, auf die Wälder und Hügel, auf denen der Feind in den letzten Tagen geschanzt hat. Als das erste Tageslicht den Blick auf die Landschaft freigibt, richten sich die Gläser gespannt nach Süden. Schon ist der Angriff in Fluß.

Die Pioniere sind an den Fluß vorgestürmt und haben vor den Augen des zunächst völlig überraschten Feindes ihre Brücke geschlagen. Aber dann, als sie daran gehen, für die nachkommenden Kolonnen Bohlen auf den Bahnkörper hinter den Fluß zu legen, bricht der feindliche Feuersturm los. Im Laufschritt kommt aber die Infanterie noch gut über den Fluß. Und nun beginnt ein harter, erbitterter Häuserkampf mit dem sich zäh wehrenden Gegner. Es ist französische Infanterie, vor allem Schwarze, Neger von der Elfenbeinküste, sehnige Gestalten, brutale Messerschlächter, die aus Haustüren und Kellerlöchern, von den Bäumen und hinter Hecken auf die Infanteristen und Pioniere knallen. Überall sind verdeckte Maschinengewehrnester, die das Vorfeld bestreichen und nun auch die Brücke unter Feuer nehmen.

In dem gleichen Augenblick aber, als die Infanterie am Feind ist, der Trumpf des Überraschens damit ausgespielt wurde, bricht das deutsche Artilleriefeuer mit verheerender Wucht los.

Von allen Höhen ringsum dröhnt und blitzt es auf. Pausenlos reihen sich die Abschüsse aneinander. Unten im Tal stehen Granatwerfer und Minenwerfer und schleudern ihre verderbenbringenden Geschosse über den Fluß. Drüben auf den steilen Höhen, an den Waldrändern und in den Ortschaften, wo die Stellungen des Gegners in den letzten Tagen sorgfältig erkundet wurden, steigt schwärzlich-brauner Rauch auf. Immer dichter sitzen die Einschüsse, und der erschütterte Feind weicht langsam aus seinen vorbereiteten Abwehrlinien zurück. Als hinterste in der tiefgestaffelten Reihe der deutschen Batterien stehen die schweren Kaliber und nehmen

die Artilleriestellungen des Gegners und seine rückwärtigen Verbindungen unter Feuer. Ihr Erfolg muß ausgezeichnet sein, denn bei dem ganzen Angriff, der in breiter Front über das Sommetal geht, fällt kaum ein Schuß der französischen Batterien.

Drüben aber, in den kleinen Dörfern und in den Waldstücken jenseits des Flusses, haben die Infanteristen immer noch schwere Arbeit zu leisten. Jedes Haus muß durchsucht, jeder Garten mit seinen Büschen und Hecken sorgfältig durchgekämmt werden. Auf den Straßen und Durchfahrten aber lauern Minen und heimtückische Fallen aus Eierhandgranaten, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Aber vergeblich. Oben auf der Höhe geht bereits eine Kompanie von hinten einem Waldstück zuleibe, aus dem immer wieder MG-Feuer herausbricht. Wir sehen die grauen Gestalten unangefochten im Walde verschwinden. Dann dröhnt der kurze harte Schlag der Handgranaten auf. Dort macht man ganze Arbeit.

Im Höllentanz der gewaltigen Detonationen, im Lärm des Nahkampfes bricht sich der deutsche Angriff langsam, aber unaufhaltsam Bahn. In das Dröhnen der deutschen Granateinschläge mischt sich das Rattern der Maschinengewehre, das langsame tack, tack der französischen, das rasend schnelle tack, tack, tack der deutschen. Gewehrschüsse bellen auf. Handgranaten krachen — und in diesem scheinbaren Chaos geht der Sanitäter opferbereit seiner schweren Arbeit nach.

Langsam aber wendet sich schon das Bild. Der Gefechtslärm wandert allmählich nach Süden und verklingt hinter den Höhen, die der deutsche Angriff dem immer schneller weichenden Gegner entreißt.

Zur Rechten von uns ist es schon beinahe still geworden. Dort sind die weit nach Süden sich dehnenden Höhen in schnellem Ansturm genommen. Nur zur Linken liegt noch das Feuer unserer Batterien auf Picquigny. Dort rattern immer noch französische Maschinengewehre aus verborgenen Nestern. Sie können das Schicksal des Tages nicht mehr wenden.

Über die Schlauchbrücke fließt es bereits in endloser Folge nach Süden: Infanterie, Kompanie auf Kompanie, Pakgeschütze, jetzt kommt schon, sechsspännig — viele Hände greifen fest in die Speichen — die erste Haubitze herübergerollt, und dann Wagen auf Wagen mit Munition und Gerät... Wir sind drüben!

## Die „Eiserne Division" stößt auf Aisne und Ardennenkanal vor

Die Kompanie, in Polen bewährt, wo sich die Division den Ehrennamen „die Eiserne" verdiente, bekommt den Auftrag, auf die Aisne und den Ardennenkanal vorzustoßen. Die Kompanie stellt sich in einer sternklaren, mondhellen Nacht zum Angriff bereit. Zwei Stoßtrupps unter Führung eines Leutnants und eines Oberfeldwebels, verstärkt durch eine schwere MG-Gruppe und eine Pioniergruppe, sollen den stärksten Widerstand brechen. Die Kompanie mit dem Kompanieführer folgt hinter dem ersten Stoßtrupp.

Mit angespannten Sinnen, sprungbereit, lauern die beiden Stoßtrupps in ihren Ausgangsstellungen. Zwei Minuten dauert der Feuerkampf der Artillerie, dann springt das Feuer auf den südlichen Teil von Attigny über. Die Stoßtrupps gehen vor! Das starke Mondlicht ist dem Angriff nicht günstig, aber die Männer vertrauen ihrer Geschicklichkeit. Hinter einer Mühle und einem Bahnwärterhäuschen arbeiten sie sich an die Stadt vor, gesichert von den schweren MG-Gruppen. Entlang an der Eisenbahn geht es bis 500 Meter an die nächste Straßenkreuzung.

Da erhält der Stoßtrupp von der rechten Flanke starkes MG-Feuer. Zwei Mann fallen aus, sind leicht verwundet. Durch einen flachen Graben kriechen die Männer weiter vorwärts. In schnellen Sprüngen können sie sich schließlich bis auf zehn Meter an die Straßenkreuzung heranarbeiten. Plötzlich gut gezieltes Gewehrfeuer aus einer französischen Feldstellung. Der eine Stoßtruppführer, ein Leutnant, bleibt, auf den Tod getroffen, liegen. Wenige Meter davon stürzt der Kompanieführer. Er ist schwer verwundet. Und nicht weit davon entfernt bricht ein Feldwebel schwer getroffen zusammen.

Die Kompanie liegt im schwersten Feuer. MG-Feuer liegt auf ihren Reihen. Die Einschläge der schweren Granatwerfer sitzen genau. Die Zahl der Verwundeten nimmt zu. Der Angriff kommt an dieser Stelle nicht mehr vorwärts. Alle Nachrichtenmittel sind unterbunden. Der Funktornister ist durch Granatsplitter außer Funktion gesetzt worden. Inzwischen hatte der zweite Stoßtrupp im Laufschritt den Ortseingang erreicht. Im schweren MG- und Granatwerferfeuer wurde der Trupp gespalten und abgetrennmt. Ein Feldwebel übernimmt kurz entschlossen den Rest des Trupps und zieht sich kämpfend, unter Mitnahme der Verwundeten, zurück.

Bei diesem Stand des Gefechts erhielt der Ordonnanzoffizier des Bataillons

vom Kommandeur den Auftrag, die Verbindung zur fechtenden Truppe wiederherzustellen, da Draht und Funk ausgefallen sind. Auf dem Wege dorthin trifft er auf Leichtverwundete der Kompanie, der er im Polenfeldzug als Zugführer angehört hat. Sie schildern ihm die Situation. Sofort übernimmt er kurz entschlossen, über seinen Auftrag hinausgehend, die Führung der Kompanie, um den Angriff weiter fortzusetzen. Zwölf Männer rafft er zusammen, und dann arbeitet er sich zwischen verwundeten und toten Kameraden hindurch an den Ortseingang heran. Mit ihm geht noch ein Pakgeschütz mit einem Feldwebel und der Bedienung nach vorn. Die Kanone soll vor allem die linke Flanke gegen MG-Feuer sichern.

Das haben die Männer brav besorgt. 120 Meter vor der Brücke über die Aisne hielt das Geschütz in offener Feuerstellung feindliche MGs vor der Brücke in Schach und brachte ein französisches MG auf dem Turm von Attigny zum Schweigen. Schuß auf Schuß feuerte die Kanone, bis die beiden Männer der Bedienung gefallen waren. Nun übernahm der Feldwebel ganz allein das Geschütz und feuerte bis zum letzten Schuß.

Der Eingang nach Attigny war erkämpft. Mit seinen zwölf Mann und einigen Pionieren überwindet nun der bayrische Leutnant die Straßensperren und Verminungen. Alle 40 Meter eine Sperre. Auch die Seitenstraßen vermint. Handgranaten bahnen den Weg. Zwischendurch wird der Leutnant zu dem schwerverwundeten Kompanieführer gerufen. Ein schwerer Lungenschuß hat ihn dem Tode nahegebracht.

Die Deutschen stoßen weiter vor, finden in der Straße eine verlassene Feldstellung, die sie in die Luft sprengen. Der Feind ist in die dichten Busch- und Baumgruppen an der Aisne zurückgegangen und feuert ununterbrochen. Nach Beseitigung einer Sperre durchsuchen unsere Männer die ersten Häuser. Eben noch haben die unsrigen ein Haus durch Handgranaten ausgeräuchert, da erhalten sie aus demselben Haus erneut Feuer. Sie kommen dahinter, daß die Häuser durch Laufgänge in den Kellern miteinander verbunden sind. Eine wahre Kellerfestung.

Schritt für Schritt kämpfen sich die Deutschen weiter. Von hinten ist Hilfe gekommen. Ein Feldwebel sollte mit zwei Gruppen Verbindung zur Kompanie herstellen. Er ist bis an und über die Aisne vorgestoßen, hat einige Verluste erlitten und verstärkt nun den halben Zug, der sich hier verbissen mit den Franzosen herumschlägt. Im weiteren Vordringen erhalten die Kämpfer gutgezieltes Gewehrfeuer aus hohen Bäumen. Im Glas erkennt der Leutnant, daß die Franzosen ein gut ausgebautes System von Laufstegen in den Bäumen angelegt haben. Deutlich sind zwei Gewehrschützen zu erkennen, es sind Marokkaner. Beide werden abgeschossen, der eine bleibt im Geäst hängen, der andere stürzt in den Bach.

Mitten im Ort, inzwischen war es ganz hell geworden, erhielten die Deutschen dann französisches Sperrfeuer. Der Nordrand der Stadt ist abgeriegelt. Darüber sind sie sich aber alle einig: Wir wissen nicht, was die Franzosen vorhaben, aber

ergeben werden wir uns nicht. Wir wollen auch nicht in Gefangenschaft. Die Situation ist brenzlich. Der Nordrand durch Sperrfeuer abgeriegelt, die Munition fast verschossen. Es bleibt nur eine Möglichkeit, sich kämpfend zurückzuziehen. Der Auftrag war ja erfüllt, die Lage in der Stadt erkundet.

Nun beginnt der Wettlauf mit dem Tode durch das französische Feuer. Einige Deckung in dem völlig freien Gelände bietet ein niedriger Bachgrund. Der Graben liegt unter MG-Feuer, und verschiedentlich treffen die Franzosen mit ihren schweren Granatwerfern genau in den Graben. Die Männer wühlen sich durch den Schlamm und Morast. Die Stiefel stehen voll Wasser, Uniform und Wäsche kleben am Leib, und doch kommen sie durch.

Zwei Stunden später erhielt der tapfere Leutnant vom Divisionskommandeur das Eiserne Kreuz I. Klasse. Seine Männer sind ebenfalls zu Auszeichnungen eingereicht.

Zweimal war nun die Kompanie in der Nacht vorgestürmt und hatte schließlich im verbissenen Kampf ihren Auftrag, wenn auch unter fühlbaren Verlusten, erkämpft. Und nun sollte am nächsten Tage eine andere Kompanie Attigny vollends besetzen. Da meldete sich die gesamte Kompanie erneut geschlossen zum dritten Angriff. Nur einige Leichtverletzte waren zu verzeichnen, als die Kompanie am nächsten Tag ihren Auftrag erfüllte. Mit größter Befriedigung konnte man dabei auch die beiden MGs und die Panzerabwehrkanone wieder in Besitz nehmen, die in der Nacht vorher zurückgelassen werden mußten.

## Wie die Aisne überschritten wurde

Die französische Sonne hat eine andere Kraft. Sie verdoppelt das Gewicht der Funkgeräte auf unserem Rücken. Schweißtriefend hatten wir uns beim Bataillonsstab der Infanterie gemeldet. Artillerieverbindungskommando — sie empfingen uns wie eine Vorahnung des Angriffs.

Condé-les-Herpy wollte aufleben in der Sanftmut eines weichen Abends. Wir saßen am Gartenzaun, weithin erstreckten sich die Höhen in friedlicher Fruchtbarkeit; mit dem Dorf sanken sie zur Aisne herab, um jenseits der Insel zwischen Fluß und Kanal wieder emporzusteigen; dort war der Feind. Von dort fuhr es ab und an wie Fluchen zwischen unsere Häuser oder sang gurgelnd über unseren Köpfen hinweg zu dem Gutshof bei der nahen Chausseekreuzung: böses Bersten der Granaten, spürbarer Atem des nahen Feindes.

Dann wieder Stille. Die Lautlosigkeit des verlassenen Dorfes wuchs groß in die Schönheit des Abends hinein. Die Häuser, zum Teil mit zerrissenen Mauern, duckten sich in die Stille, die unendlich weit wurde im Brüllen des verlassenen Viehes auf den Feldern der Umgebung, die greifbar wurde durch die fühlbare Feindschaft der nahen Franzosen. Verlassenheit und Schweigen sind wie ein Schatten des Krieges; darin lebt das große Leid. Auch wir huschenden Soldaten beleben nicht das stille Dorf. Wir sind wie sein böser Traum vom Krieg, sein reges Unterbewußtsein von der harten Gegenwart inmitten einer reinen, besänftigenden Luft. Das Bellen eines Maschinengewehres, Pfeifen und Bersten der Granaten aber dringen nur zuweilen ein wie scharfer Geruch nach Einsamkeit und Einsatz, nach Opfer und Tat.

Das war eine Stimmung von eigentümlicher Festlichkeit, als die Morgenstunde des Angriffs bevorstand. Jeder wußte seinen Platz, jeder wußte auch die unmittelbare Gefahr. Aber keiner schien nur einen Gedanken daran zu besitzen. Es wurde gelacht, keiner mochte schlafen gehen. Die geheime Spannung kündete sich wohl nur in der Hitze des Lachens an, das jedem Scherzwort antwortete. Manchmal auch biß sich ein Lachen fest, daß es fast grimassenhaft wurde, wie bei einem Seiltänzer, der in der größten Anstrengung sein Lächeln bewahrte. Das erstemal löste eine feindliche Salve nicht Fluchen, sondern lärmendes Toben aus, als fühlte man sich in seinem Element.

Um zwei Uhr nachts wurden die Nachrichtenstaffeln des Bataillons und wir

gerufen. Auf einmal schwand alle Ausgelassenheit und machte einer Kälte Platz, aus der allein ruhig gehandelt werden kann. Und irgendwo zitterte die Spannung in einem: der erste Einsatz. Wir warten im Bunker. Der Graf sitzt bei uns, groß und ruhig, der Führer des Bataillons. Von seiner Hünengestalt, von seiner tiefen, rauhen, bisweilen wohltuend groben Stimme geht eine wunderbare Kraft aus. Er trägt die Sicherheit und Zuversicht wie eine Waffe bei sich.

Dieser Bunker wurde im Weltkrieg gebaut. Die Augen tasten die Rippen ab, die uns wie ein Schiffskiel überdachen. Es wird ganz still. Einmal kommt ein Melder die schmalen Holztreppen hinab in das Versteck unter der Erde. Geflüster. Und wieder Lautlosigkeit. Jeder ist weit und allein mit seinen Gedanken.

Auf einmal schüttert die Erde. Alles Denken zerreißt, die Stille zerbirst: Unsere Front, die so lange geschwiegen hat, ist zu einem Toben ohnegleichen erwacht. Aus mehr als zweihundert Rohren auf engem Raum feuert unsere Artillerie. Es brüllt, es stöhnt, es wuchtet im Donner der Geschütze. Unwillkürlich ducken wir uns ein wenig. „Die Unseren“ — ein Lächeln spielt auf allen Gesichtern.

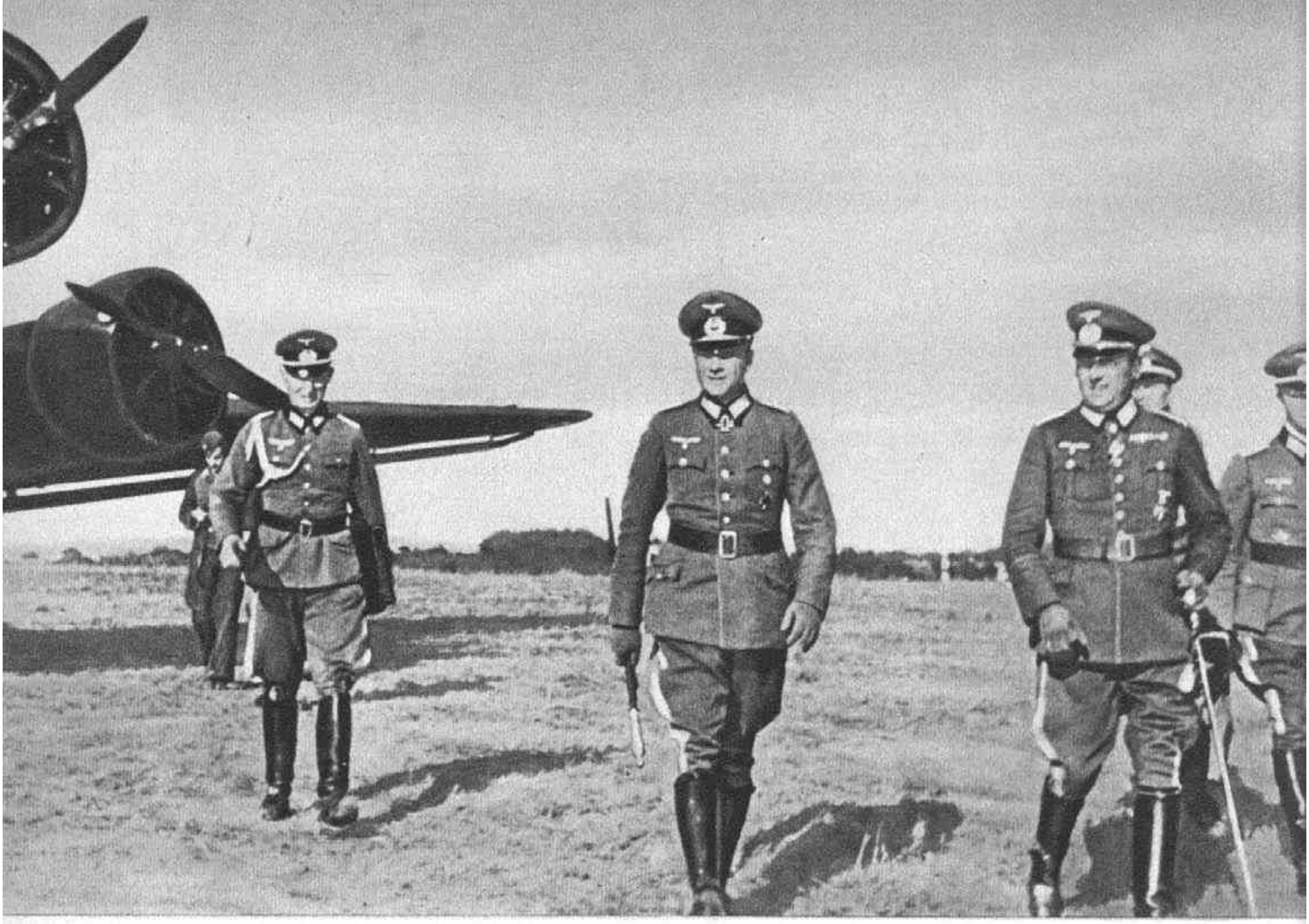
Da bricht das Grollen kurz ab. Wir stürzen hinaus. Ein blasser Morgen ist heraufgedämmert, der den wilden Tanz in kalter Nüchternheit zeigt. Jetzt bersten nur noch vereinzelt Artilleriegeschosse, aber die Luft ist zerrissen vom wütenden Hacken der Maschinengewehre, und wie Peitschenhiebe jagen die Gewehrschüsse dazwischen. Es fetzt in die Hauswände, es haut in die Dorfstraße, daß der Dreck spritzt. Ein Weg führt in den Fluß hinein. Links eine Hecke, rechts lichtes Erlengebüsch. Wir springen in den Hohlweg, werfen uns in den Dreck. Wieder auf — wieder hämmert der langsame, gehässige Takt des französischen Maschinengewehrs aus nächster Nähe. Hingeworfen: und über unsere Köpfe hinweg macht die Garbe einen Bogen Löcher in die Hauswand der Scheune hinter uns.

Jetzt schießen von drüben auch Granatwerfer und Artillerie. Es brüllt und hackt, es ist nichts als Lärm um uns. Wir liegen eng an die Hecke geschmiegt. Ein schon kraftloser Granatsplitter klirrt an meinem Stahlhelm, unser zweiter Funkkasten wird von einer Maschinengewehrkugel gestreift und eingebeult, wenige Zentimeter vor meiner Nase auf dem Rücken des Funktruppunteroffiziers.

Vor uns zieht träge und bleischwer das graue Wasser der Aisne. Drei Mann sind schon drüben, gepreßt in das Gras der Uferböschung, regungslos. Wir kommen nicht weiter. Ein Schlauchboot liegt im Wasser — aber keiner kann es erreichen. Schreie: Sanitäter! Unter den Erlen bäumt sich einer auf und wird unheimlich still. Schreie: Sanitäter! Sanitäter! Wir kommen nicht weiter. Ich blicke in die Gesichter um mich: Gebändigte Angst, Zorn und Ohnmacht, Fragen. Da flüstert es durch die Reihen: „Der Graf ist verwundet! Der Graf war der erste Schwerverwundete!“ Um ihn war Sicherheit und Zuversicht... Wir kommen nicht weiter! Über dem schweren Wasser braut der Nebel; die ganze Luft ist dick vom Dunst.



Der Marne entgegen



Generalfeldmarschall von Brauchitsch auf einem französischen Flugplatz

Sprung auf — marsch, marsch!

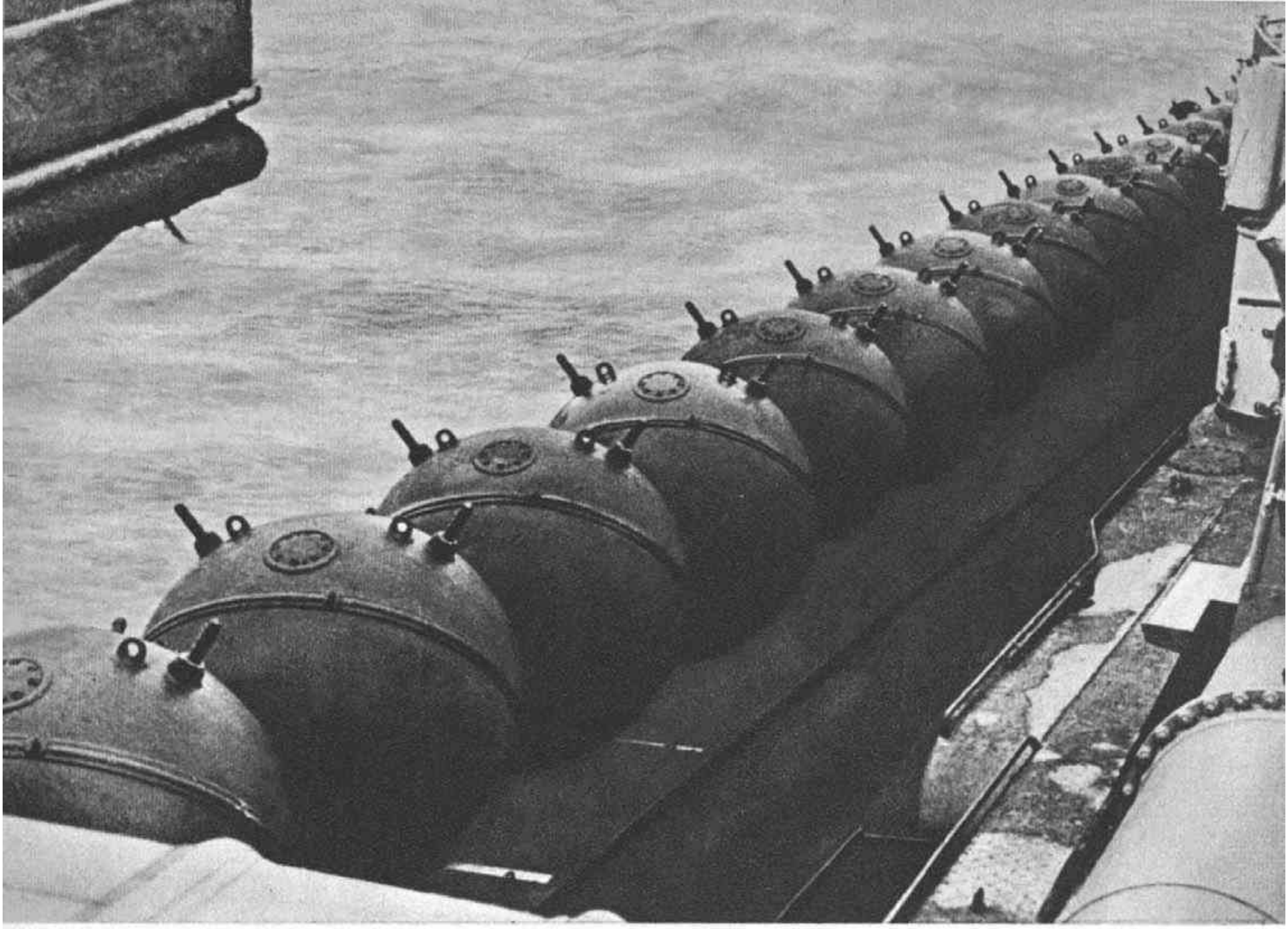




Pak im Angriff

Panzerschütze





Fahrzeug der deutschen Kriegsmarine mit Minen an Bord unterwegs

Das Seine-Viertel von Rouen nach dem Kampf



Ich bin froh, klar und voll Überlegung zu sein. Und leide wieder darunter: Soll etwa der Angriff abgeschlagen sein, mein erstes Gefecht die erste Schlappe an der Westfront? Ich werde wütend. — Es geht zurück, an einer anderen Stelle soll der Übergang auf die Insel schon errungen sein. Im Dorf treffen wir bereits die ersten Gefangenen.

Eine feuchte Wiese. Schwankende Laufbretter, über Tonnen gelegt, führen auf die Insel. Aus dem dichten Laubgehölz hallt heiser und böse das opfersuchende Bellen der französischen Maschinengewehre. Ich laufe als erster Funker hinüber, suche Deckung. Es splittert in den Bäumen über mir. Aber ich habe Zeit aufzuatmen, bis die andern Funktrupps nachkommen. Wie oft habe ich schon im voraus an diese Stunden der Feuertaufe gedacht. Wird man seiner inneren Haltung gerecht werden? Und in aller Spannung ist auf einmal etwas wie Lachen in mir, harte Freude an dem Spiel mit dem Leben.

Keine zehn Schritte von mir liegt an dem Pfad ein schwerverwundeter Franzose. Er hat sich auf einem Ellenbogen ein wenig hochgestützt. Mit der Hand greift er immer wieder zum Bauch, wo unter der offenen Jacke ein blutiges Hemd herausgerissen ist. Ein feines Gesicht. Der dunkle Schatten liegt schon über ihm. Er wehrt sich nicht gegen ihn, aber er bleibt fest in einem herrischen Stolz. Nur sein schöner, weichgeformter Mund ist hart geworden im Schmerz. Der Tod zwingt ihn, halb geöffnet, in eine edle Form. Wie eine griechische Maske. — Ich denke an die Stunden im Hof des Berliner Zeughauses, da ich unter den Masken der sterbenden Krieger stand. Im großen Rund der Halle hatte der Künstler Schlüter aus der mitleidenden Kraft seiner Seele die große Auseinandersetzung des Mannes mit dem Tod dem Stein anvertraut. Da sank das Haupt des müden Greises neben dem jagend im Schmerz und Lebenswillen sich aufbäumenden Manneskopf, dort schaute ich das Erstaunen, mit dem ein Knabe dem großen Fremden begegnete, der ihn wie eine Blume gebrochen hat. An jene Stunde, da ich im Zeughaus den Gedanken an die Begegnung mit dem Tod zu Ende dachte vor diesen Masken und eine eigentümliche Kraft und innere Sicherheit dabei gewann, mußte ich jetzt denken. Der Franzose verzog nicht sein Gesicht, er war eingefügt in die unsterbliche Reihe jener Kunstwerke, aus denen mir das Geheimnis vom Tod des Kriegers Klarheit schenkte; das Geheimnis, das eine eigene Verbindung zur Mutter schafft, die in Todesangst ein Kind gebar, die ihr Leben stets soviel näher dem Tode lebt. Und sie gewinnt auch Kraft, die Kraft der reinen, selbstlosen Liebe aus dieser Nähe. Er mag an seine Mutter denken, wie so viele sterbende Soldaten. Denn Leben gewinnen und Leben verlieren, Geburt und Tod, führen an die eine große Schwelle, sind wie ein Tor zu jener anderen Welt des Geistes, aus der wir kommen, zu der wir immer wieder zurückgerufen werden. — Über mir zischen wieder die Kugeln durch das Geäst; die meisten Kameraden sind jetzt hinüberbalanciert.

Wie mitten in der Schlacht die Gedanken in die Tiefe sinken können! Aber ist

nicht die Gewißheit, daß kein Haß und keine Bleikugel, kein Sterben das Geistige anzutasten vermag, das fort und fort lebt, wie ein Garten, der einen umblüht, wie Heimat! Begegnet man nicht in diesem Garten auch dem Mädchen, das daheim darauf wartet, daß man wiederkommt? Das aber auch demütig sich dem Schicksal neigen würde, käme man nicht mehr zurück; denn die Liebe öffnet das Tor zu der Heimat im Geistigen, das kein Tod je zu zerstören und zu trennen vermag.

Nun sind alle Funkstaffeln drüben. Die Sicht reicht keine zehn Meter weit. Aber das ist kein Nebel, der den Morgen verhängt und nicht weichen will, obwohl die Sonne schon höher stehen müßte. Es ist der Pulverdampf unserer Artillerie-vorbereitung. Ohne die verbergenden Schleier könnten wir aber auch nicht die MG-Nester in unserem Rücken zurücklassen. So mögen sie ruhig weiter tacken — wir laufen nur voran.

Der Bataillonsgefechtsstand — ein Hauptmann hat die Führung übernommen — befindet sich in einem kleinen Wäldchen. Schwere Orientierung. Wir bauen zum ersten Male unseren Kasten auf: Verbindung klappt wunderbar! Stellungsmeldung: Feuer wird angefordert, bevor der weitere Vorstoß an den Kanal ausgeführt wird. Ein Schlauchboot wird vorgetragen; Schüsse hacken in die Stämme; Sanitäter mit Bahren. Abschüsse, Gurgeln über unseren Köpfen. Dicht vor der eigenen vorderen Linie sitzen die Aufschläge der Granaten, die wir gerufen haben. Das ist das Schöne, daß wir uns eingespannt fühlen in die große Entwicklung des Geschehens, sinnvoll und fördernd an ihrem Fortgang teilhaben dürfen.

Abbauen — weiter — aufbauen — und wieder weiter. Wir erreichen den Kanal. Die ersten schieben vorsichtig den Kopf über die Böschung. Da klatscht eine MG-Garbe in den Sand. Nur zwei zucken zurück. Der dritte senkt nur den Kopf und bleibt schwer liegen. Später ziehen wir ihn zu uns herunter; wie ein schweres Gewicht fällt sein Arm herab.

Der Widerstand ist endlich gebrochen. Im Schlauchboot setzen wir über den Kanal. Die Sonne ist nun Herr über den Dunst, sie steht schon hoch und heiß am Himmel. Bevor wir die ersehnten Höhen ersteigen können, muß noch eine weite Ebene durchlaufen werden. Aus der Flanke peitschen noch einzelne Gewehrschüsse und kurze Feuerstöße leichter MGs über die Fläche. Neben mir bricht ein Melder der Infanterie zusammen. Eine Stichflamme zischt an seinem Leib auf. Ich beuge mich über ihn. Aus aufgerissenen Augen schaut mich ein Staunen an, ein banges Verwundern. Aber er ist unverletzt. Der Schuß ging durch seine Leuchtkugel-patronentasche.

Mit den ersten Infanteristen sind wir auf den Höhen. Noch liegen sie unter Beschuß, auch Artillerieeinschläge rund um uns. Es ist glühheiß geworden, das Hemd klebt am Körper. In der Feldflasche ist längst nichts mehr. Zigaretten müssen Durst und Hunger stillen. Aber daran denkt man nicht. Wir haben die Höhen jenseits der Aisne erreicht!

Wir stehen auf einem Plateau, das zur Aisnewiese steil abfällt und wieder zum Wald am Horizont leicht sich senkt. In den Mulden sammelt sich eine Übermacht von Franzosen zum Gegenangriff. Die Infanteristen gehen bis auf Vorposten zurück. Kritischer Augenblick. Also keine Sekunde versäumen: Aufbauen, Verbindung aufnehmen — Hurra! Es klappt sofort! —, und nun leiten wir das Feuer in den eingesehenen Feind: Hundert Meter vorverlegen; sie weichen, sie suchen den Wald zu erreichen, sie laufen um ihr Leben, wir jagen sie; und damit erst ist der Sieg unser, der Aisneübergang gesichert.

Dem Hauptmann kommen fast die Tränen in die Augen, als er unserem Leutnant dankt. Infanterie und Artillerie erzwingen den Übergang, nur durch die gemeinsame Abstimmung aufeinander. Die Bewegung der beiden Männer, die sich auf dem eben errungenen Schlachtfeld die Hand reichen, hat etwas Ergreifendes.

Noch einmal scheint der Sieg in Frage gestellt, als plötzlich aus den Mulden Panzer hervorbrechen. Noch einmal wird die Situation verzweifelt. Was können uns die paar Handgranaten nützen gegen einen massiven Panzerangriff! Der Hauptmann will lieber hier sterben, als den Erfolg preisgeben. Schon fegen die Maschinengewehre der Panzer über unsere Köpfe hinweg. Aber unsere Batterien setzen wieder ein und bannen, was wie ein drohendes Gespenst uns überfiel.

Das Bataillon sammelt sich, geht weiter vor. In der Nähe des Waldrandes wird an einem steilen Muldenhang haltgemacht. Eingegraben. Ruhe. Unendlich beglückend ist der Dank, den uns die Infanteristen durch Scherzworte und ein von innen brechendes Licht in den Augen sagen. „Klar, die Artillerie hat heute vorzüglich geschossen!"

Doch für uns ist noch keine Ruhe. Die Division greift an diesem Abend noch einmal an. Diesmal liegt ein anderes Infanterieregiment vorn, und unser Platz ist wieder an der Spitze. Noch nichts gegessen und getrunken? Den ganzen Tag in der brütenden Hitze geschwitzt wie ein schäumendes Pferd. Merkwürdig, man spürt es kaum.

Gewaltig ist der Eindruck, als wir, um zu unserem neuen Infanterieregiment zu stoßen, eine Höhe überschreiten. Ein Heerlager von Lastwagen, Nachrichtenfahrzeugen, ein Heerlager von Soldaten vor uns. Wir hatten noch am Morgen im Buschkampf den Übergang erzwungen; jetzt war schon wieder der große Aufmarsch der motorisierten Kräfte möglich. Es geht weiter.

# 42 Stunden zwischen Bunkern und Franzosen

Zwei Nächte lang hatte sich der junge Oberleutnant „Bobb“ mit einigen seiner Männer in dem Gelände umgesehen, das zwischen der eigenen Stellung auf der Höhe, dem Tal, durch das sich ein Fluß zog, und dem jenseitigen ansteigenden Hang lag, der mit starken Befestigungen der Maginotlinie bespickt war. Sie kannten jede Hecke, jeden Graben, die Furt im Fluß, durch die man zum anderen Ufer gelangte. Sie wußten die kleinste Senke einer Straße, die es zu überqueren galt, die Deckung, die ein Passieren des Eisenbahndammes ermöglichte, hatten vor den schweren Bunkern und den ausgebauten Feldstellungen der Franzosen gelegen und waren leise und unerkannt, wie sie gekommen waren, wieder von dannen geschlichen. Endlich war es so weit, daß Bobb den Auftrag hatte, mit einem Stoßtrupp einen beherrschenden französischen Bunker im Schlafe zu überraschen und in die Luft zu sprengen.

Vom Lichte des Vollmondes begleitet ging es im Schatten der Bäume unter Ausnutzung jeder kleinsten Deckung der feindlichen Stellung zu. Möglichst leise und ständig in Erwartung feindlichen MG-Feuers vom anderen Ufer glitten die Männer des Stoßtrupps auf Floßsäcken zur jenseitigen Böschung hinüber.

Im Mondlicht sah man, wo links der Straße die Feldstellungen lagen, die der Sicherung einer Straßensperre dienten. Mittlerweile hatte der Führer des Unternehmens einen Durchgang durch zwei Drahtsperren geschnitten, und bald lagen alle Mann im Bereich der Festungszone. Der Führer des mitgenommenen Sprengtrupps erhielt nun den Auftrag, in eine der französischen Feldstellungen eine Sprengladung zu legen, desgleichen an ein für feindliche Beobachtung günstiges Gebäude am Ausgang des Dorfes. Bis zu diesem Augenblick waren sie keinem feindlichen Posten begegnet. Alles war in tiefstes Schweigen versunken, und es schien nicht einmal sicher, ob der Franzmann seine vordersten Befestigungen besetzt hatte.

Schon sahen Bobb und seine Männer den dunklen Koloß des französischen Bunkers sich schwarz gegen das Mondlicht abheben. Hier kann nur Schnelligkeit helfen — also rasch an den Bunker! Wie sie ganz nahe dran sind, hören sie es schnarchen. Ein tiefes Glücksgefühl erfüllt mit jedem Grunzer, der hinter dem Beton den Schläfer verrät, unseren Stoßtrupp. Zwei Eingänge hat das feindliche Werk; eben ist Bobb mit seiner MP dabei, einzudringen und die Schläfer unsanft aus ihren Träumen zu rütteln, da setzt ein höllisches MG-Feuer

gegen den Stoßtrupp ein, das aus rückwärtigen Feldbefestigungen kommt, wo der Franzose durch die Detonation munter geworden ist und sich im Glauben befindet, der nächtliche Kampf habe sich in dem großen Bunker abgespielt.

Die Franzosen, in verhängnisvollem Irrtum, beschießen sich selbst. Bobb springt mit seinen Leuten vom Bunker weg den französischen rückwärtigen Stellungen entgegen, wo eine Hecke Deckung bietet. Aber ehe der feuernde Franzmann sich überzeugen kann, ob Freund oder Feind eben hinter die Hecke springt, erschüttert eine neue gewaltige Detonation das ganze Tal. Eine riesige schwarze Rauchwolke steigt dort auf, wo Bobb seinen Sprengtrupp vor einiger Zeit mit Vorbereitungen zur Sprengung einer Feldstellung zurückgelassen hatte. Ungeheure Verwirrung erfaßt die Franzosen in ihren Feldstellungen. Jetzt sind auch die Schnarcher aus ihrem Unterstand hervorgekommen; mit schußfertiger Waffe verlassen sie die Ausgänge, wollen sie verlassen — da setzt mörderisches MG-Feuer aus den rückwärtigen französischen Stellungen ein, die in ihrer Nervosität meinen, jetzt trete der deutsche Sieger nach dem zuerst vernommenen Feuerkampf aus dem besetzten Bunker heraus, den er nun auch noch sprengen würde. So schießen wiederum Franzosen auf Franzosen.

In diesen Sekunden, in denen es um Leben und Tod geht, hat auch Bobb, der keine Nerven zu besitzen scheint, Entschlüsse gefaßt: Den Rückweg einzuschlagen wäre sinnlos und müßte bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit und dem einzusehenden Rückzugsgelände zur Vernichtung führen — also hinein in das französische Dorf und dort einen Unterschlupf suchen! Die Minuten des heillosen Durcheinanders benutzt Bobb, springt mit seinen Leuten ins Dorf, erreicht im Schatten der Häuser eine Scheune, steigt eine Leiter zum Dachboden hinauf, der sehr durchsichtig und schwach ist, befiehlt den Leuten, sich hinzulegen und keinen Laut von sich zu geben. Es ist mittlerweile morgens früh fünf Uhr geworden.

Allmählich verstummt draußen im Morgengrauen der Feuerzauber. Die Franzosen tragen ihre Verwundeten weg, staunen, daß sie sich selbst beschossen haben, vom Gegner nichts zu sehen ist und nur die Trümmer zweier Feldbefestigungen seine vernichtende Spur bezeichnen. Es ist schließlich nicht hell genug, um seinen Rückweg am jenseitigen Ufer zu den deutschen Stellungen einzusehen.

Aber kaum hat sich der Franzose von diesem Spuk in seiner Maginotlinie erholt, da setzt das auf die erfolgreiche Detonation hin verabredete Sperrfeuer ein, um unserem Stoßtrupp den nun nicht angetretenen Rückweg zu sichern. Krachend fahren die deutschen Granaten gegen die feindlichen Befestigungen, jagen in das Dorf hinein, setzen einige Gebäude in Brand, sausen auch durch das Dach jener Scheune, in der atemlos und erschöpft der kleine tapfere Stoßtrupp liegt. Aber das unheimliche Glück, das unserem Bobb hold ist, bewahrt auch diesmal ihn und seine Kameraden vor der Vernichtung. Mit einer unbändigen Freude liegt der deutsche Offizier an der Dachluke der Scheune, die saubere Arbeit der eigenen Artillerie bewundernd.

Den ganzen Tag über liegen die Männer in der Scheune, mit nassen Kleidern, fröstelnd und ohne jede Nahrung; Hunger und Kälte fressen an ihren Nerven. Hinzu kommt die Spannung angesichts der Gefahr, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Als die Nacht endlich hereinbricht, muß Bobb seinen Männern sagen, daß nach den gestrigen Vorfällen der Franzose heute so wachsam ist, daß es unmöglich sei, durchzubrechen. Sie müssen warten — —

Unten in der Scheune wird eine Kuh von einem Franzosen gemolken. Unsere Männer schauen dem Poilu direkt in den Milchtopf hinein und sind selbst so durstig, daß sie nach einem solchen Tropfen lechzen. Dann überkommt sie der Schlaf, er ist der einzige Freund, der ihnen die Stunden des Wartens erleichtert, wenn auch einer der Kameraden wachen muß, damit keiner zu schnarchen beginnt und einen französischen Posten auf die neue Einquartierung aufmerksam macht.

Wieder vergeht ein Tag ohne Nahrung auf dem Scheunenboden. Bobb hat inzwischen Alter und Aussehen der französischen Truppe, ihr Verhältnis zu Vorgesetzten, ihre Reaktion beim Erscheinen deutscher Flieger, ihre verschiedenartige Bekleidung, ihre Bewaffnung, die Lage der Feldstellungen ausgemacht. Den ganzen Tag hat er hinüber über die Straße mit seinem Feldstecher geschaut und das Leben in einer französischen Kabine mit angesehen.

Endlich, nach 42 Stunden Warten, Frieren und Hungern, konnte Bobb den auch jetzt noch gewagten Entschluß fassen, im Schutze der Dunkelheit einen Durchbruch zu versuchen. Zwei Stunden hat es gedauert, bis die Männer die 300 Meter bis hinter die Hecke, die sie nach dem ersten Überfall deckte, zurückgelegt hatten. Dort aber erkannte Bobb eine regelrechte Sicherungslinie, mehrere Trupps mit MGs vor den Feldbefestigungen. Hier war ein Durchkommen unmöglich. Nur ostwärts des Ortes bestand vielleicht etwas Aussicht, über den Fluß zu kommen.

Wie aber jetzt durch die ganze Ortschaft kommen, an den Posten und Trupps vorbei, die als Verstärkung, wie deutlich zu beobachten war, in der Ortschaft eintrafen? Soweit möglich, wurde zum Vorgehen noch ein Deckungsgraben benutzt, an dem vorüber die französischen Trupps von 10 bis 15 Mann in Abständen nach vorn zogen. Bobb sah, daß alle sich Lappen um die Schuhe gewickelt hatten, um völlig geräuschlos heranzugelangen. Bobb maß den Abstand dieser Männer mit den Augen, beobachtete ihr Verhalten, blickte in den dunklen Himmel und freute sich über den leichten Nebel. Dann war er rasch entschlossen, gab einen Befehl durch — und wenige Minuten später erhob sich der deutsche Stoßtrupp, schritt lautlos, aber aufrecht, dem Vorbild der einrückenden französischen Verstärkung getreu, in Reihe und Abstand dem Ort zu, glitt an den Posten vorüber, die wohl hinüberschauten, aber im Dunkel der Nacht und im flüchtigen Hinschauen nichts anderes als eine durch die Verstärkung abgelöste eigene Gruppe vermuteten.

So kamen die Verwegenen durch die französische Ortschaft.

# Infanterie stürmt

Von der berstenden Luft, die vom Mündungsknall hochgetrieben wird, erbeben die Blätter der Bäume, die unbeweglich im Morgengrauen dieses 9. Juni stehen. Fahl kommt der Tag und mit ihm das donnernde Tosen von ungezählten Geschützen, die nach Tagen und Nächten der Vorbereitung die französische Stellung am Südrand des Brückenkopfes unter pausenloses Feuer nehmen. Nur durch Zeichen können sich die Soldaten verständigen. Drüben aber, im aufkommenden Licht, verschwimmen die Wälder im schwefligen Dunst der serienweise liegenden Einschläge, deren Feuer wie Ketten an den Waldrändern, auf den Straßen, auf den Wiesenplänen erscheinen.

Endlich greifen wir an. Seit vielen Tagen wünschen sich die Infanteristen, daß es endlich weitergehe. Seit in den letzten Tagen des Mai in erbitterten Kämpfen diese waldreichen, verschilften, urwaldgleichen Höhen genommen wurden, seit in rasenden Kämpfen gegen Schwarze und Fremdenlegionäre die deutschen Infanteristen sich in den französischen Erdboden gruben, fegte die französische Artillerie Tag und Nacht in die deutschen Schützenlöcher. Tapfer hielten Infanterie, Pioniere und Artillerie trotz schwerer Verluste die gewonnenen Stellungen, wohl wissend, daß dieses Ausharren die Atempause für den neuen heftigen Stoß nach Süden bedeutete.

Von Abbeville aus griffen sie an, weiter westlich wird gestürmt: „Und jetzt kommen wir!" Es gilt, das Kampffeld vor uns zu stürmen, jenes durch Feldbefestigungen gut ausgebaute, tiefgestaffelte Gebiet, in dem der Franzose mit einer Fülle schwerer und schwerster Artillerie sich auf den deutschen Angriff vorbereitete.

Pausenlos raste das deutsche Feuer massiert auf die französischen Stellungen. Eine riesige Stichflamme ging hoch; ein Benzinlager ging schwarzrauchend mit einem lodernden Feuerkern in die Luft. Das Feuer ließ nicht nach. Es wurde bald sieben Uhr. Da rollte schon die Feuerwalze weiter, und in das Knallen und Bersten ratterten die ersten Maschinengewehre.

Die Infanterie geht vor, trotz der Morgenluft schweißüberströmt, mit allen nur tragbaren Lasten Munition behangen, die Waffen schleppend, mit schweren Füßen, die trotzdem tapfer, im schnellen Schritt voranhasten. Als die Infanterie sich zum Sturm aus den Schützenlöchern erhob, setzte das französische Artilleriefeuer ein, wohlgezielt und gut eingeschossen mit schweren Kalibern. Und in einem wilden Trommelwirbel rasselten die Granaten in die Reihen der Stürmenden. Diese aber,

in den Tagen des Wartens auf diesen Höhen bereits mit den Methoden und Verfahren des französischen Geschützfeuers vertraut, lauschten im Rennen und Hasten nach dem Heulen und Sausen dieser Vielzahl von Granaten.

Immer heißer wurde der Morgen, immer größer aber auch die Zahl der Ausfälle. Gelang es den Franzosen auch nicht, den Tod zu ihrem Bundesbruder zu machen, die glühenden Splitter der Granaten trafen im zerberstenden Aufschlag gemeinsam mit den hochfliegenden Erdbrocken und Steinen die in den Löchern Liegenden. Viele wurden verletzt. Die Sanitäter brachten sie zurück, umheult von den Splittern.

Die Franzosen wollten sich nicht ergeben. Sie wehrten sich, wehrten sich mit allen ihren Kräften. Eine ihrer besten aktiven Divisionen lag vor dem Kern des deutschen Stoßes. Zuerst, vor allem unter der allen Widerstand brechenden Einwirkung der deutschen Artillerie, hatte sich der Poilu zurückgezogen und setzte sich in seinen Auffangstellungen zur Wehr. Dort wurde er in den Stunden des Mittags an vielen Stellen hinausgedrückt, verzweifelt sich wehrend, aus allen Rohren schießend, erst durch das steile Feuer von Granatwerfern, durch das rasche Eindecken mit Handgranaten bereit, unter Zurücklassung der Beute aus einer zweiten Stellung die Deutschen erneut zu bekämpfen.

Auf den Wiesen flimmerte die heiße Luft über den Blumen. Süßlicher Dunst der Verwesung wallt auf, lastet auf den Lungen. Schießend und springend, sichernd und immer wieder angreifend kamen die Deutschen voran. Bereits Kilometer von der eigenen Ausgangsstellung. Bis es nicht mehr ging. Die Lungen wollten nicht mehr. Der Nebenmann fehlte. Die Munition ging zur Neige. Brennender Durst dörrte die Kehlen. Das gleichförmige Schießen der französischen Artillerie faßte in den Stunden des Mittags flankierend die Vorstürmenden.

Die Männer lagen erschöpft in den Granattrichtern in Deckung. Sie warteten und lauschten auf das Feuer des Gegners. Es wurde heftiger. Irgendwo wurde ein Munitionswagen getroffen. Lodernd fliegen die Flammen zum Himmel. Mit hellem Knall detoniert die Munition.

Das Ziel aber war erreicht, der Einbruch in das Hauptkampffeld gelungen. Der Franzose gab nicht nach, er wehrte sich. Um ein Nest wurde verzweifelt gerungen, bis das MG-Feuer schwieg. Aber es ratterte schon in der nächsten Schußschneise — so ging es den ganzen Tag über.

Als es Abend wurde an diesem Sonntag im Juni, erschütterte noch immer die maßlose Zahl der französischen Granaten die gequälte Erde. Die Infanteristen aber, die in männlich-tapferem Einsatz gestürmt hatten, begleitet von vorpreschenden bespannten Batterien, geschützt durch Pak und Pioniere, warteten auf den zweiten Tag dieses Sturmes. Der Donner des Tages verrollt. Die Nacht berührt lind und kühl die glühenden Schläfen. Im Geschützfeuer der Nacht schliefen die Männer über ihren Waffen nach einem schweren Tag, in dem sie den Einbruch erkämpft hatten im schweren Feuer gut schießender Geschütze.



Der Kommandeur eines Panzerregiments
überreicht Generaloberst Guderian eine eroberte französische Fahne




Parade der Erstürmer von Verdun



Holländisches U-Boot von deutschem Schnellboot versenkt

Räumboote verlassen einen französischen Kanalhafen



# Tage im Westen

2. Juni 1940. Unserer nach Westen zielenden Fahrt kommen endlose Ströme von zurückkehrenden Flüchtlingen und entwaffneten belgischen Soldaten entgegen. Schrecken und die Spuren der Entbehrung und Strapazen tagelanger Fußmärsche sind in die Gesichter eingegraben. Alte Leute beugen unter schwerem Rucksack den Rücken, eine Frau schiebt den Kinderwagen, der sich überlastet wie eine Fuhre Heu auftürmt, während die Kinder, ein jedes selbst ein Bündel tragend, nebenher laufen. Dann folgt ein Pferdewagen, der von einer Gruppe von Männern gezogen wird; hoch oben über dem aufgepackten Hausrat thronen einige Frauen. Wer gar im Kraftwagen fährt, ist König unter dem Volk. Die Soldaten kommen einzeln in ihre Dörfer nach Hause. Die Fahrräder haben sie meist den heimkehrenden Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Aber auch geschlossene Kolonnen sieht man nach Osten marschieren, insbesondere, je näher man an das Gebiet der Kapitulation zwischen Gent und dem Meere herankommt. Einzelne Abteilungen werden von ihren Offizieren heimgeführt. Alles überflüssige Gepäck ließen die Leute zurück. Nur ein Hüne von einem rotblonden Flamen zieht mit unglaublich vollgepacktem, riesenhaftem Tornister unter der Junisonne grimmig seines Weges. In Brüssel, wo wir uns einige Stunden aufhielten, ist das Straßenbild friedensmäßig, wenn man von dem auch hier nicht abreißenden Strom der heimkehrenden Flüchtlinge, der zahlreichen belgischen Soldaten absieht. Die übrigen Städte, die wir heute berührt haben, Tongern, St. Trond, Löwen, Aalst, Gent und Brügge, zeigen keineswegs jene Kampfspuren, die ihnen von einer deutschfeindlichen ausländischen Berichterstattung angedichtet worden sind. Dies ist um so erstaunlicher, als sie zum Teil, wie Löwen und Gent, tagelang im Brennpunkt des Kampfes standen. Die historischen Teile der Stadt Gent sind unbeschädigt, in Löwen weist das Viertel um den Bahnhof Zerstörungen auf; die berühmte Universitätsbibliothek ist inmitten eines unversehrten Stadtteiles ausgebrannt. Dies war das Werk der Engländer, die mit solch barbarischer Vernichtung die deutsche Kriegsführung belasten wollten. Der Gegenbeweis für die britische Brandstiftung ist aber inzwischen lückenlos gelungen.

Ein beträchtliches Teil der Zerstörungen in Belgien kann auf die mit Rücksichtslosigkeit vorgenommenen Sprengungen von Eisenbahnanlagen oder Kanal-

brücken durch Engländer und Franzosen zurückgeführt werden. Dies und dazu das militärische Versagen hat das Ansehen Englands bei der belgischen Bevölkerung ein für allemal untergraben. Es wäre voreilig, sich ein allgemeines Urteil über die seelische Stimmung der belgischen und besonders der flämischen Bevölkerung anzumaßen. Aber soviel wird übereinstimmend berichtet: das Volk, ob es in der Armee kämpfte oder flüchtend seine Heimat verließ, in die es nunmehr zurückkehrt, steht unter dem Eindruck einer gewaltigen und endgültigen Entscheidung, die für Gefühle des Hasses gegen den Feind von gestern keinen Raum läßt. Auch die vorbildliche Haltung des jungen deutschen Soldaten von 1940 erzwingt immer von neuem Dank und Anerkennung bei den unvoreingenommenen einfachen Leuten. Sie suchen vergebens jenes Zerrbild der „Nazi-Armee", das ihnen täglich in der Presse vor Augen geführt wurde, und finden statt dessen einen Sieger, der nach dem Kampfe lächelt und Hilfe leistet. Das ungezwungene Auftreten und die natürliche Großmut des deutschen Kriegers ist das Gegenstück zu seiner unwiderstehlichen Angriffskraft. Alte Leute, die in Belgien die deutsche Besetzung vor 25 Jahren miterlebt haben, erklären, so etwas noch nicht gesehen zu haben: diese aus unerschütterlicher Siegesgewißheit stammende „leichte Hand", mit der die Deutschen die belgische Armee entlassen und das gesamte zivile Leben ohne merkliche Einschränkungen wieder in Gang setzen.

3. Juni 1940. Das zurückgelassene und zum Teil vernichtete Material eines Heeres von mehreren hunderttausend Mann an den Straßen liegen zu sehen, ist ein Eindruck, der den Umfang der britischen Katastrophe in seiner ganzen Größe nie wieder vergessen läßt. Sie haben, um das nackte Leben der Soldaten zu retten, vom Geschütz schwersten Kalibers, vom Panzerwagen bis zu den Gespannen des letzten Troßfahrzeuges alles, ja alles stehen gelassen. Aber tagelang wirkte unsere Luftwaffe auf die sich anstauenden Kolonnen ein. Nicht nur geborstene, verbrannte Fahrzeuge fielen ihr zum Opfer, sehr häufig vernichteten die Bomben auch das Leben, welches noch in den Panzerwagen, in den Kraftwagen herrschte. Ein Begleiter, der den Weltkrieg mitgemacht hat, erklärt, einen Triumph der Vernichtung, wie er auf den Straßen bei La Panne und auf all den anderen Zugängen zum Raum von Dünkirchen herrscht, niemals erblickt zu haben. Bei La Panne ist der Strand mit den Leichen englischer Soldaten bedeckt. Künstliche Molen wurden durch nebeneinandergereihte Fahrzeuge bis weit in die See hinein errichtet, Planken, Zimmertüren und anderes Gerät darübergelegt, um so bei Nacht den englischen Soldaten die Einschiffung zu ermöglichen. Unfern der Küste ragen zwei versenkte britische Zerstörer aus dem Wasserspiegel. Mit dem Fernglas erkennt man vom Strand aus im Westen einen großen Transporter, der mit Schlagseite unbeweglich festliegt. Feindliche Flak entsendet ihre weißen Wölkchen auf ein angreifendes Stukageschwader. Über dem Hafen von Dünkirchen steht eine schwarze Wolke, die aus einer brennenden Tankanlage gespeist wird. In flachen Bogen umspannt die

Front das Küstengebiet von Furnes und Dünkirchen. Der deutsche Angriff findet noch immer hartnäckigen Widerstand. Es müssen noch starke feindliche Kräfte vorhanden sein.

Die Franzosen decken die Einschiffung der letzten Engländer. Das Verhalten der britischen Kriegsführung im Falle des Expeditionskorps ist durch einen Mangel an Einsatzbereitschaft gekennzeichnet, den selbst der deutsche Gegner nur mit peinlichen Gefühlen feststellt. Immer wieder haben die Engländer den Kampf gemieden oder abgebrochen. Aber dieser hinhaltende Widerstand, der (kriegswissenschaftlich ausgedrückt) den Gegner unter für ihn möglichst hohen Verlusten aufhalten will, ohne es zu einer Entscheidung kommen zu lassen, ist weder politisch noch militärisch zu rechtfertigen. Das erstrebte Ziel, die Soldaten nach England hinüberzuretten, ist an sich schon einer Niederlage gleichzusetzen; denn das Expeditionskorps hatte einen Kampfauftrag auf dem Kontinent, dessen Erfüllung für die Sicherheit Großbritanniens und für die Festigung der Widerstandskraft des französisch-belgischen Heeres von entscheidender Bedeutung war. Wenn die englische Armee aber zudem ihr gesamtes Material im Stich ließ und über den Kanal entfloh, so nimmt die Niederlage die Form einer Katastrophe an. Politisch hatte die Erkenntnis von dem Verhalten der Engländer unmittelbar die Kapitulation der belgischen Armee zur Folge. Die mittelbaren Auswirkungen sind noch nicht zu übersehen.

Im Gegensatz zu dieser Haltung der militärischen Führung steht sehr oft der todesmutige Einsatz des einzelnen englischen Soldaten, wie auch die gefangenen Engländer meist eine soldatische Haltung an den Tag legen. Als vor einigen Tagen eine Gruppe von zwölf Engländern umzingelt war, als zehn von ihnen gefallen oder verwundet aus dem Kampf ausschieden, wurden die Überlebenden von unseren Leuten aufgefordert, sich zu ergeben. Aber die beiden verlangten, daß man ihre Tapferkeit anerkenne, sonst würden sie weiterkämpfen. Erst als ihnen dies zugestanden war, legten sie die Waffen nieder. Diese Szene beweist, daß der englische Soldat sich des unrühmlichen Verhaltens seiner Führung bewußt ist und wohl auch die gebührenden Vorwürfe der Belgier und Franzosen zu Ohren bekommen hat. Nur so ist es zu erklären, daß er eine ausdrückliche Bestätigung der Tapferkeit, die doch die militärische Grundtugend ist, verlangt.

In seiner Katastrophenstimmung hat das britische Heer sich furchtbare Plünderungen in Belgien zuschulden kommen lassen. Darüber ist schon von anderer Seite erschöpfend berichtet worden. Schlechte Führung, Tapferkeit des einzelnen, Plünderungen beim Rückzug, diese Merkmale stehen unter sich nicht im Gegensatz, sondern sie kennzeichnen eine Armee, der es an Überlieferung und Kampfgewohnheit fehlt.

4. Juni 1940. Der Anblick der Vernichtung (rauchende Trümmer, zerstörte Kampfwagen, ein ausgebrannter Schädel) dringt nicht so stark zum Herzen wie das Elend der unschuldigen Kreatur, die von der Wut des Krieges getroffen wird.

Herden von verwilderten Pferden der Engländer haben sich über Weiden und Fluren zerstreut. Finden sie Nahrung und Wasser, dann halten sie durch. Sind sie aber in Hecken und Zäunen eingeschlossen, so ist es um sie geschehen. Wir fahren aus der rauchenden Stadt Bergues zurück, kilometerweit an zerstörten Fahrzeugen vorüber. Hier steht unbeweglich wie vor drei Stunden, als wir aus entgegengesetzter Richtung kamen, ein abgemagerter Schimmel. Der Braune daneben ist schon verhungert und umgefallen, der andere scheint sich nur noch aus der Gewohnheit des schon entfliehenden Lebens auf den Beinen zu halten.

Aus der Stille des Abends, dessen Licht über soviel Zerstörung gegossen ist, erheben sich die großen Flügel einer Windmühle. Sie gehen wieder und zeichnen ihr lautloses Gleichmaß in den dunstigen Himmel. Uhren des Friedens.

8. Juni 1940, westlich Laon. In dem waldreichen Hügelgelände zwischen dem Ailette-Kanal und der Aisne verteidigen sich französische Elitetruppen, die Alpenjäger, tapfer und mit Geschick. Man fühlt die neue Taktik des General Weygand, der allen Führern und Mannschaften einhämmert, daß sie nicht wanken und nicht weichen dürfen. Ein erbeuteter Operationsbefehl vom 26. Mai 1940 mit der Unterschrift Weygands bestätigt, daß sich das Schicksal Frankreichs in dieser Linie entscheiden soll. Am 5. Juni hat die deutsche Offensive begonnen, und die Linie ist schon an vielen Stellen durchstoßen. Weygand hat ein schwerwiegendes, ein verhängnisvolles Wort geprägt.

Gestern abend hat unsere Infanterie die Aisne erreicht und will heute den Übergang erzwingen. Unsere Spitze ist aus den Häusern von Soissons beschossen worden, aber die Luftaufklärung meldet eine tote, verlassene Stadt. Ist die Zivilbevölkerung abtransportiert worden? Lauert der Feind auf unsere Truppen, um den Straßenkampf zu eröffnen? In dieser Lage faßt der deutsche Armeeführer den Entschluß, ein Letztes zur Rettung einer Stadt von sechzigtausend Einwohnern, einer Stadt der Kathedralen und Denkwürdigkeiten zu unternehmen. In den Abendstunden werden Flugblätter abgeworfen: der deutsche Oberkommandierende fordert den Kommandanten und den Bürgermeister von Soissons auf, am 8. Juni morgens 8 Uhr an den Ausgang in Richtung auf Crouy, im Nordosten der Stadt, einen Bevollmächtigten zu entsenden und die Stadt kampflos zu übergeben. Anderenfalls wird jeder Widerstand gebrochen werden.

Heute morgen um 6 Uhr verließ der Wagen mit den Offizieren des Armeeoberkommandos das Quartier. Es galt, sich am vorgeschlagenen Platze einzufinden. Werden die Franzosen erscheinen? Die Aussichten schienen gering. Wahrscheinlich würde der Gegner, nachdem die Zivilbevölkerung fortgeschafft war, die Stadt unter allen Umständen zu halten suchen.

Zum erstenmal seit Tagen ist der Morgenhimmel von einer Decke niederen, nebelhaft aus Nordosten jagenden Gewölks überzogen. Es ist kühl, erquickend kühl. Zur Rechten zieht der Laub- und Buschwald des Forêt de Coucy vor-

über. Auf einer Notbrücke wird der Aisne-Oise-Kanal überschritten. Die nach Osten ausgerichtete Straße, eine Fortsetzung des „Chemin des Dames“, heißt „Point du Jour“, „Tagesanbruch!“ Die ganze Morgenstimmung eines hier auf der von Wald umgebenen Hochfläche erblickten Sonnenaufganges ruht in dieser sinnvollen und zu den Sinnen sprechenden Benennung der Straße. Die Ortschaften Pinion und Anicy tragen furchtbare Spuren des Kampfes. Mauerreste ragen wie entleerte Gerippe. Ein verirrter Hund jagt davon. Die Tiere finden kein Wasser mehr. Ein Schimmel steht müde und unbeweglich, neben ihm reckt ein verendeter Gaul die vier Beine in die Luft, aufgedunsen und steif wie aus Holz.

Auf der Hauptstraße, die von Maubeuge kommt, geht es an Kolonnen vorbei in südwestlicher Richtung auf Soissons zu. Wir überqueren einen breiten Höhenrücken. Zur Linken haben Batterien Stellung genommen, um den Truppen, die heute die Aisne überschreiten sollen und schon einzelne Brückenköpfe geschaffen haben, den weiteren Weg zu bahnen. Nach steilem Abstieg ins Aisnetal ist die Ortschaft Crouy erreicht. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses zeichnen sich die beiden Hauptkirchen von Soissons am Horizont ab: die Kathedrale mit den gotischen Spitztürmen, und weiter gegen Norden ein vierkantiger Würfelturm mit einem einzelnen Türmchen wie einer Zinne.

Die öden Straßen von Crouy gemahnen an die Nähe des Kampfes. Einzelne Infanteristen halten sich in Deckung, Front nach Soissons. Getarnt als Buschwerk, richtet ein Panzerabwehrgeschütz am Straßenrand sein Rohr auf die Stadt. Unser Wagen hält an, ein anderer jagt, von vorne kommend, uns entgegen. Er muß vor den in die Straße abgebröckelten Trümmern eines zerstörten Hauses abstoppen. Über das offene Fahrgestell ist eine Bahre gelegt. Graue Decken verhüllen den Körper, aber der sonnengebräunte Kopf des Verwundeten ist frei. Die Gesichtsfarbe ist fahl unter der Sonnenbräune. „Der General!“ Er hat persönlich seine Division zum Angriff auf die Höhe 94 jenseits der Aisne geführt. Ein Splitter traf ihn in die Lunge. Ein Offizier unseres Wagens geht hinüber und begrüßt den General, der einige Dankesworte zwischen zusammengebissenen Zähnen murmelt.

Die Wagen haben sich gekreuzt, wir fahren weiter nach vorn. Das vorderste Pakgeschütz ist erreicht. In ungebrochener Geraden führt unsere Straße nach Soissons hinein. Ein Blick durchs Glas zeigt nur starre Reglosigkeit. Steinbarrikaden in 500 Meter Entfernung. Nun ist es Zeit. Acht Uhr, die verabredete Stunde! Drei Offiziere gehen mit entfalteter weißer Fahne auf Soissons zu. Die Bahnüberführung ist durchschritten. Wird ein französischer Parlamentär erscheinen? Zur Rechten bleibt eine verlassene Ziegelei liegen, zur Linken starren ausgeplünderte Häuser aus fensterlosen Rahmen. Überall bietet sich das gleiche Bild nach dem Abzug des Feindes, der die von der Bevölkerung verlassenen Häuser ausraubte. Neben der Straße tut sich ein mit Wasser gefüllter Sprengtrichter auf. Ein toter französischer Soldat liegt schräg über die Straße. Kopfschuß. Noch weiter vorne überquert ein

Spähtrupp auf Fahrrädern schnell die Straße. Wir gehen weiter. Da rufen sie uns, gedeckt hinter einem Hause, zu: „Achtung, rechts von der Straße Minengefahr!"

Nun ist auch die Steinbarrikade erreicht, der Blick reicht bis an die gesprengte Aisnebrücke. Alles bleibt still. Nur die dunklen Rosen blühen in friedlichem Eifer aus den Vorgärten, als vermehre die Verlassenheit ihre Lust. Zur Linken sprechen die Maschinengewehre ihre Lang- und Kurzzeilen. Vor uns rührt sich der Feind nicht. Ist Soissons geräumt? Zu beiden Seiten der Stadt geht der Kampf mit Erbitterung weiter. Die Aisne ist überschritten. Aber hier, auf der frontalen Angriffsfläche von Soissons, ruhen Kampf und Bewegung.

Die Spannung beginnt nachzulassen, die weiße Fahne wird kaum noch geschwungen. Von rückwärts haben die Unseren neugierig das ungewohnte Schauspiel beobachtet. Jetzt kommt der Wagen den Parlamentären nachgefahren, die ihre Aufgabe als erfüllt ansehen müssen. Die Franzosen sind zur vorgeschlagenen Stunde nicht erschienen, es zeigen sich aber auch keine Widerstandsversuche. Sollte Soissons kampflos geräumt sein? Sollten die Flugblätter vom Vorabend zu der Erkenntnis geführt haben, daß eine Verteidigung der Stadt zwecklos wäre?

Ein blühender Rosenbusch quillt über den Gartenzaun herüber. Wir schneiden uns jeder eine Blüte ab als Andenken an den seltsamen Gang, dem wir mit soviel Spannung entgegengesehen hatten und der nunmehr wie ein friedlicher Streifzug aus dem Niemandsland zurückführt. Erst jetzt auf dem Rückweg sind die Augen, die bisher nach einem möglichen Gegner in die Ferne aufgeklärt hatten, dem Nahen, Unmittelbaren zugekehrt. Neben der Bahnüberführung ist ein deutsches Kriegergrab errichtet. Auf ungehobeltem Holz ist Name und Todestag des Gefallenen eingeschrieben. Jeder legt auf der mürben, gelben Erde seine Rose am Fuß des Holzkreuzes nieder.

9. Juni 1940. Auf der Kathedrale ist heute morgen die Reichskriegsflagge gehißt worden.

An Soissons brandet der Kampf zu beiden Seiten vorbei.

# Einzug der deutschen Truppen in Paris

Deutsche Truppen sind am 14. Juni 1940 um 8 Uhr 15 deutscher Zeit in Paris einmarschiert. Während der Vormittagsstunden nahmen der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, zwei Kommandierende Generale sowie zwei Divisionskommandeure den Vorbeimarsch an der Place de l'Etoile, im Schatten des mächtigen Arc de Triomphe, ab.

Paris wischte sich noch den Schlaf aus den Augen, als am Morgen des 14. Juni um 7 Uhr die deutschen Truppen zehn Kilometer vor der französischen Hauptstadt standen. Hatte die deutsche Panzeraufklärung noch am Vorabend mit schwachen feindlichen Kräften Zusammenstöße, so waren es am 14. Juni nur einige Straßensperren, die den deutschen Vormarsch aufhalten sollten. Die Pioniere packten noch einmal zu, dann war die letzte Schranke gefallen, der Weg nach Paris ist frei. Ungehindert fährt die Spitze der Aufklärungsabteilung durch die Pariser Vorstadt. Müde Gesichter pressen sich an die Fensterscheiben, wissen noch nicht, ob es Wirklichkeit ist oder Traum. Je weiter es in die Stadt geht, desto wacher wird Paris. Man läuft an den Straßenecken zusammen, bespricht das große Ereignis. Die Deutschen sind da.

Und nun erlebt Paris den Einzug der deutschen Truppen ganz anders, als es sich ihn vorgestellt hatte. Keine Horden überschwemmen Frankreichs Metropole, plündern und zerstören, sondern die disziplinierte deutsche Wehrmacht rückt in langen Kolonnen durch die Hauptstraßen der Stadt ein. Die Menschen säumen zurückhaltend den Straßenrand, sie diskutieren, sind immer wieder verwundert über die Ruhe und Ordnung, in der sich der Einmarsch abwickelt. Der Alpdruck deutscher Bombenangriffe ist gewichen. Paris atmet auf.

Auf der Place de l'Etoile steht der Kommandierende General eines AK mit seinen beiden Divisionskommandeuren. Der General ist an der Spitze seiner Divisionen in Paris eingerückt. Nun schreitet er zum Grabmal des Unbekannten Soldaten im Arc de Triomphe. Grüßend ehrt er die Weihestätte. Um 12 Uhr 30 beginnt der historische Vorbeimarsch deutscher Regimenter und Divisionen auf der Place de l'Etoile in Paris.

Strahlenförmig laufen die breiten Straßen von der Place de l'Etoile auseinander. Auf ihnen marschieren seit den Morgenstunden die deutschen Truppenverbände.

Stunde um Stunde fahren nun schon die motorisierten Kolonnen an den Generalen vorbei. Nicht enden will das stählerne Band der Fahrzeuge. Deutsche Marschmusik klingt auf, als die Infanterie mit straffem Schritt vorbeimarschiert. Sie alle, die hier beim Einmarsch in Paris dabei sein können, sind sich dieser historischen Stunden voll bewußt, jener Stunden, für die sie seit Wochen gekämpft haben, für die mancher Kamerad den Heldentod starb. Es ist nicht umsonst gewesen. Vom Arc de Triomphe knattert die Fahne des Deutschen Reiches ihr Siegeslied. Nun stauen sich die Menschen an der Place de l'Etoile. Ein geschichtliches und militärisches Schauspiel ohnegleichen erleben sie. Überall ist man von dem disziplinierten deutschen Einmarsch überrascht. Eine Beruhigung ist über die Bevölkerung von Paris gekommen. Sie haben den deutschen Soldaten kennengelernt, sie werden ihn auch zu achten wissen. Nur abseits stehen manche Frauen und weinen. Das ist zuviel für ihre Nerven gewesen. Erst mußten sie ihre Männer in den Krieg ziehen lassen, und jetzt müssen sie ansehen, daß der Feind in ihre Hauptstadt einzieht.

Noch immer marschieren die Truppenverbände über die Place de l'Etoile. Wir schauen in die Gesichter unserer Soldaten. Was haben sie nicht alles ertragen und erkämpft, bis sie diesen feierlichen und triumphalen Vorbeimarsch erleben durften. Der Staub von Frankreichs Straßen, die Spuren harter Gefechte und Strapazen sind überglänzt von dem Leuchten ihrer Augen. Stolz und Ergriffenheit über das große Erleben hat die Gesichter ernst gemacht. Sie sind ja die ersten deutschen Soldaten seit 70 Jahren, die wieder als Sieger in Frankreichs Hauptstadt einrücken. Unmöglich ist es, den überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den dieser Tag auf uns macht. Noch ist das Erlebnis zu frisch, noch können wir die Worte nicht finden, die nur annähernd ausdrücken können, was wir an diesem 14. Juni 1940 erleben. Die Größe des Tages gebietet vorerst Schweigen.

## Die Kathedrale von Rouen gerettet

Durch das schnelle und umsichtige Zugreifen des Oberbefehlshabers der deutschen Streitkräfte an der unteren Seine konnte die Vernichtung der Kathedrale von Rouen und damit die Zerstörung eines der hervorragendsten Denkmale französischer Baukultur verhütet werden. Die in der von deutschen Truppen besetzten Stadt Rouen wütenden Brände drohten auf die Kathedrale überzugreifen. Da wurden auf Anordnung des deutschen Generals Pioniere eingesetzt, die durch Sprengungen und mit Infanteriegeschützen die angrenzenden Häuserviertel niederlegten.

Schwerer Qualm steht über Rouen. Brand- und Verwesungsgeruch zieht durch die Straßen. Die Stadt hat schwer gelitten. Besonders hart sind die Stadtteile am Seineufer betroffen. Hier steht kein einziges Haus mehr. Was nicht unter den Einschlägen der Artilleriegeschosse zusammenfiel, fraßen die nachher ausbrechenden Brände. Die Franzosen hatten die große Brücke gesprengt und versuchten, durch starken Beschuß vom jenseitigen Ufer den Übergang unserer Einheiten zu verhindern. Vergeblich! Ihr Widerstand wurde gebrochen. Aber die Stadt Rouen mit ihren schönen Bürgerhäusern, mit ihren Plätzen, die an Frankreichs Nationalheldin Jeanne d'Arc erinnern, wurde ein Trümmerhaufen.

Vom jenseitigen Ufer der Seine peitschen noch immer Maschinengewehrschüsse herüber. Hinter irgendeiner Bodenluke sitzt noch ein Schütze. Man braucht nur um die Ecke des ausgebrannten Theaters zu gehen, dann geht drüben das Tack-Tack los. Am Hafen bietet sich ein Bild der Zerstörung. Zwischen den Trümmern der zusammengestürzten Häuser ragen eiserne T-Träger hervor, die man in die Straße rammte. Sie sollten das Gerüst für eine starke Straßensperre abgeben. Man wurde aber mit der Arbeit nicht fertig. Da steht noch die Betonmischmaschine, daneben liegen Hacken, Spaten und allerlei Arbeitsgerät, in wilder Eile fortgeworfen.

Furchtbar muß die überstürzte Flucht des Militärs und der Zivilbevölkerung gewesen sein. Noch hatte der Flüchtlingsstrom nicht die Brücke zum anderen Ufer der Seine passiert, als die eingebaute viel zu starke Sprengladung zur Explosion gebracht wurde. Rings im Umkreis der Brücke liegen die zerfetzten Körper von Zivilisten und Soldaten, liegen Teile von Autos und Leiterwagen, die hochbepackt mit Hausgerät sich auf der Brücke oder in ihrer Nähe befanden.

Ein Priester, der in der Kathedrale zurückblieb, erzählte uns von der grauen-

haften Tragödie, die sich hier abgespielt hat. Der Offizier, der den Rückzug aus Rouen zu befehligen hatte, muß vollkommen die Nerven verloren haben; als ihm die ersten einrückenden deutschen Panzer gemeldet wurden, befahl er ohne vorherige Räumung oder auch nur Warnung die Sprengung der Brücke, über die sich ein breiter Strom von Flüchtlingen ergoß. Viele unschuldige Zivilisten sind dabei ums Leben gekommen. Mit der gleichen Rücksichtslosigkeit wurde dann vom jenseitigen Ufer in die Stadt hineingeschossen, gerade in die Häuserviertel, zwischen deren engen Zeilen sich majestätisch die Kathedrale erhebt.

Weiß stehen die drei Türme gegen den rauchgeschwärzten Himmel. Der älteste, der aus dem 11. Jahrhundert stammt, zeigt die klaren einfachen Linien romanischer Bauform, die beiden anderen entstammen dem 15. Jahrhundert, nachdem die Kathedrale während des hundertjährigen Krieges zum größten Teil bis auf jenen einen Turm abgebrannt war. Sie gehören mit dem Kirchenschiff selbst zu den hervorragendsten Zeugnissen gotischer Baukunst. Bis zur Höhe von 152 Meter erhebt sich der gewaltige Mittelturm.

Leider haben sich doch nicht alle Beschädigungen verhüten lassen. Die Fenster an der dem Seineufer zugewandten Südseite sind zerstört. Der Luftdruck der Brückensprengung hat sie herausgeschlagen.

Das Bauwerk selbst aber ist unversehrt, wenn auch die eine Front von den Flammen des Brandes geschwärzt ist. Daß hier kein größerer Schaden angerichtet wurde, ist allein dem umsichtigen und schnellen Einschreiten der deutschen Truppenführung zu verdanken. Der Oberbefehlshaber, der in diesen Tagen des ungestümen Vordringens gewiß andere Dinge im Kopf hatte und der auch keinen seiner Soldaten entbehren konnte, überzeugte sich selbst von der dem Bauwerk drohenden Gefahr, und heute früh rückte dann ein Pionierkommando an.

Zunächst galt es, den Brand einzudämmen. Tatsächlich ließ sich eine Art Feuerwehr aus in der Stadt verbliebenen Zivilisten aufstellen. Man fand einige intakte Motorspritzen und -leitern, man fand Schläuche und Feuerwehrhelme und französische Bürger, die bereit waren, an der Erhaltung des Bauwerks mitzuhelfen. So packten sie zusammen mit den deutschen Pionieren an. Bald ergossen sich dicke Wasserstrahlen in die Brände und schwelenden Häuser. Dann wurden Sprengladungen gelegt, Infanteriegeschütze in Stellung gebracht und auf die an die Kathedrale angrenzenden Häuser gerichtet. Am Abend war jede Gefahr für die Kathedrale beseitigt. Sie wird dem französischen Volk erhalten bleiben.

Das deutsche Eingreifen zur Rettung der Kathedrale ist das Tagesgespräch von Rouen. In hellen Scharen standen die zurückgebliebenen oder inzwischen wiedergekehrten Einwohner der Stadt um das Viertel, in dem die deutschen Pioniere wirkten. Sie sahen die Wirklichkeit und erkannten, daß sie sich vom Deutschen ein falsches Bild gemacht hatten. Schon vor 500 Jahren hatte Rouen den Krieg kennengelernt, und ein Teil seiner Kathedrale war ihm zum

Opfer gefallen. Damals aber waren es keine deutschen, sondern englische Soldaten gewesen, die im hundertjährigen Krieg sengend und brennend durch das schöne Nordfrankreich zogen. Gerade Rouen weiß sich ihres Wirkens gut zu erinnern, denn hier wurde die Jungfrau von Orléans hingerichtet, die ihr Volk gegen den englischen Erzfeind aufrief. Nicht weit von der Kathedrale, auf dem alten Markt, erhebt sich ihr Standbild, und eine Tafel daneben verkündet, daß sie am 30. Mai 1431 hier verbrannt und ihre Asche in die nahe Seine geworfen wurde.

Und wieder kamen die Engländer nach Rouen. Angeblich als Freunde und Bundesgenossen. Schilder und Aufschriften in englischer Sprache zeugen von ihrem Aufenthalt. Im Schaufenster eines Schuhgeschäfts hängt noch ein großes Plakat: „Welcome to the English soldiers!“ — ein Willkommen den englischen Soldaten. Rouen ist froh, daß sie wieder weg sind. Sie gebärdeten sich wie die Herren, aber als ihre Waffenhilfe dann nötig gewesen wäre, packten sie rechtzeitig ihre Sachen und verschwanden.

## Das Kriegserlebnis von Thomson und Squent

Die große Straße von Rouen nach Paris liegt hie und da noch unter feindlichem Artilleriefeuer, und des Nachts versuchen englische Bomber, dort ihre Eier abzuwerfen, um den deutschen Vormarsch ein wenig zu stören. Die Sache ist nicht weiter aufregend; man gewöhnt sich an alles. Aber wenn man ein Quartier zum Schlafen sucht, rückt man gern etwas ab von der großen Straße, weil es sich in den stillen Orten an ihrem Rande sicherer und besser schläft. Ohne ein paar Einschläge findet man ja kaum Schlaf, sie gehören bei uns dazu, wie beim Müller das Klappern seiner Mühle. Aber abseits der Straße tritt eine andere Frage hinzu: sind zwischen den Vormarschstraßen noch versprengte feindliche Kräfte, die in der Dämmerung einen Melder beschießen, einen Weg verminen oder auch nur einem einzelnen Kraftfahrer gefährlich werden können? Man sieht sich also sein Quartier genau an, und die Umgebung erst recht. Kleine Waldstücke werden von versprengten Truppen bevorzugt, außerdem Hecken, einzelne Scheunen, Strohdiemen.

Wir bezogen als Quartier ein einsames Bauernhaus in der Nähe der Vormarschstraße. Der Bauer war Soldat, die Frau mit dem Kinde aus Angst geflohen. Es war ihr gesagt worden, daß die Deutschen die Frauen französischer Soldaten besonders schlecht behandeln. Ein alter Bauer erklärte uns das alles weinend, aber es war leicht, ihn zu beruhigen. Er schlachtete uns selbst ein paar Hühner und schaffte Milch heran. Aber bevor wir diesem Angebot nähertraten, sahen wir uns erst einmal die Umgebung an. Ein kleines Hölzchen mußte einigen englischen Soldaten zum Unterschlupf gedient haben, denn wir fanden dort Spuren eines größeren Lagers und Konservendosen. Außerdem Eierhandgranaten. Sie wurden unschädlich gemacht. Vorsichtig wurden die umliegenden Strohdiemen abgesucht. Es war aber nichts zu finden. Trotzdem wurden die Fahrzeugwachen verstärkt, und die Waffen blieben wie immer schußbereit an den Matratzen stehen.

Vor dem Hof lag ein Roggenfeld. Zufällig stehen wir in der Dämmerung an diesem Feld, während ein Aufklärer in tiefem Flug über uns seinem Horst entgegenzieht. Da erklingen plötzlich in dem Roggenfeld auf englisch die angstvollen Worte: „Laufen! Ein deutscher Flieger!" Wir sehen uns an und müssen lachen. Aber im nächsten Augenblick brüllen wir unser Halt, und es klingt die Aufforderung hinterher, sich sofort zu ergeben und herauszukommen. Wir halten die Waffen

schußfertig. Ohne Mützen und ohne Gewehr treten zwei Engländer heraus. Sie erheben die Hände zum Zeichen, daß sie sich gefangen geben. Erste Frage: Sind noch mehr Engländer da? — Nein. Wir glauben es natürlich nicht. Vorsichtig kämmen wir den Roggen durch und finden die Waffen und ein Lager. Keine Spuren weisen auf weitere feindliche Soldaten.

Wir nehmen die beiden Engländer erst einmal mit auf den Hof. Sie sind vollkommen ermattet und behaupten, sieben Tage vor uns hergelaufen zu sein ohne Essen, ohne Decken, ohne Trinken. Sie bitten um etwas zu trinken. Natürlich bekommen sie es. Sie fragen sofort, ob sie erschossen werden. Der eine sieht angstvoll auf mein Jagdmesser in der Hosennaht, „to kill English soldiers?“ Er meint, es sei im wesentlichen dazu da, englische Soldaten umzubringen. Ich sage, daß er nicht solch einen Unsinn reden solle. Bei der Untersuchung der Taschen finden wir grüne Getreideähren und Holzäpfel. Davon hätten sie vier Tage gelebt, sagen die Gefangenen. Einmal hätten sie sich da drüben in den Hof getraut und die Frau um Milch gebeten. Aber sie hätte nichts gegeben und sie hinausgejagt. „Die Franzosen sind nicht gut auf uns zu sprechen!“ Wir glauben das gerne und wissen ja auch warum.

Die beiden Männer sehen schlecht aus. Fahl, eingefallen, mit endlosen Bartstoppeln. Gepäck besitzen sie nicht. Nur ihre Waffen. Dazu ein paar Sachen in den Taschen. Es hat keinen Zweck, sie jetzt auszufragen. Sie bekommen erst einmal etwas Anständiges zu essen und Milch zu trinken. Einen Rasierapparat finden wir im Bauernhaus. Jetzt können sie sich waschen und rasieren.

Da kommt der alte Bauer wieder auf den Hof. Er sieht die Engländer, spuckt verächtlich aus und sagt: „Was sollen sie auf meines Sohnes Hof? Es sind Engländer! Ich hasse die Engländer!“ In umfangreicher Rede erklärt er dann, daß sein Sohn für die Engländer kämpfen müsse, anstatt hier sein gutes Feld zu bestellen. Daß seine Schwiegertochter Tag und Nacht weine und gräßliche Flüche auf die Engländer ausstieße. Aber wir erklären ihm, daß man sich an wehrlosen Gefangenen nicht vergeht. Er schüttelt ohne Verständnis den Kopf: „Les soldats allemands sont très corrects!“ Dann geht er und murmelt unverständliche Worte.

Wir fragen die Gefangenen sehr vorsichtig aus, denn oft reden sie uns aus unbegründeter Angst nach dem Munde. Der kleinere ist Glaser in Winchester, der größere Arbeiter in London. Der Glaser ist begeisterter Fußballspieler, der andere hat die typisch englische Liebe zur See, konnte aber aus irgendeinem Grunde nicht Seemann werden. Beide sind Reservisten. Der größere, Thomson, hat fünf Jahre in England und in Ostafrika gedient. Er ist Unteroffizier. Verheiratet, drei Kinder. Squent ist Junggeselle und braucht sein Geld „for football“. Im August wurden beide eingezogen. Sie kamen zur Infanterie und standen vier Wochen in Ausbildung, als der Krieg ausbrach. Ob sie gerne in den Krieg gegangen seien? Der Glaser sagte nein. Er hat gute Arbeit gehabt. Thomson zuckt abermals die Achseln.

Er ist arbeitslos und hat gedacht, daß er mit der Kriegsabfindung vielleicht Taxichauffeur werden könnte. Arbeitslos? Fünf Jahre Soldat für England und arbeitslos? Yes. Drei Kinder und arbeitslos? Yes, seit drei Jahren.

Im September sind die beiden nach Frankreich gekommen. Dort haben sie geschippt. In Dieppe sind sie verladen worden, und die Reservisten haben an den Zug geschrieben, daß sie nach Berlin gingen. Sie sind aber erst an die Somme gegangen und haben dort wieder geschippt. Nein, mit den Franzosen haben sie sich nicht vertragen. Sie waren in ihren Truppenteilen auch immer sehr scharf getrennt. Als der deutsche Vormarsch begann, kamen sie vom Departement Somme in das Departement Seine. Wieder in ein Lager. Es war ein großes Lager mit mindestens zwei Regimentern, mit großer Küche, Kantine, Kasino und einer Musikkapelle. Sie hatten wieder geschippt und Feldbefestigungen gebaut, Minen gelegt, Häuser zu Festungen gemacht.

Eines Nachmittags — sie waren gerade eingerückt und hatten Befehl gehabt, sich marschfertig zu machen — hatten sie erfahren, daß die Deutschen schon an der Seine sind, und daß sie eingesetzt würden. Da hatte es plötzlich gebrummt, die Soldaten hatten geschrien: „Laufen! Deutsche Flieger!" Aber es war schon zu spät — plötzlich war die Hölle los! Die Luft war erfüllt mit Toben und Knattern. Dreck, Splitter, Erde, Steine flogen herum, und der Luftdruck hat sie auf die Erde geworfen, noch ehe sie sich des versahen. Dort haben sie gelegen. Aber es hat nicht aufgehört, das furchtbare Ungewitter. Da haben sie einfach ihre Waffen gegriffen und sind gelaufen, gelaufen und weiter nichts. Am nächsten Tage erst waren sie zum Lager zurückgegangen. Es war leer und zerstört. Nicht einmal die vielen Toten waren beerdigt worden. In der Nähe der Straße haben sie Kampflärm gehört, aber sie waren schon hinter den deutschen Spitzen und hatten keinen Anschluß mehr an die englische Truppe gefunden. Da haben sie sich verborgen. Sie hätten auch allein kämpfen und sterben wollen, jawohl. Aber vor Fliegern seien sie gelaufen. Immer nur gelaufen.

Das ist also die Geschichte von Thomson und Squent. Es ist ihnen gesagt worden, und sie haben es nach der jahrelangen Lügenkanonade auch geglaubt, daß die Deutschen keine Gefangenen machten, daß sie sie nicht ernähren könnten, und daß sie in ihrem Haß alles niederschießen würden. Darum fragen sie auch besorgt, was mit ihnen geschieht. Nun, sie kommen in ein Gefangenenlager. Nach Deutschland? Jawohl, nach Deutschland. Oh, da sind keine deutschen Bomber! Das ist die einzige Beruhigungspille, die sie ihren völlig verpfuschten Nerven geben können.

Wir bringen die Gefangenen zu einem Infanteriestabe. Dort sind noch mehr. Aber ehe sie gehen, treten sie erleichtert an uns heran und sagen: „Danke sehr! Besten Dank für anständige Behandlung." Sie sagten „anständige". Und wir fühlten, daß ein Alp von ihnen genommen war. Und innerlich befreit gingen Thomson und Squent nach Deutschland...

## Die »Gespensterdivision« stößt bis zum Meer vor

### I.

Unsere Division, die von den Franzosen und Engländern „Gespensterdivision“ genannt wird, weil sie stets dort auftaucht, wo sie nicht vermutet wird, stößt vor. Die Richtung ist von Rouen auf die Küste. Die Panzer haben die Spitze. Sie bahnen den Kradschützen und den Schützenregimentern den Weg. Mit einem Tempo geht es vorwärts, das wir noch von der ersten großen Offensive quer durch Belgien, durch die Maginotlinie bis weit hinter Arras, kennen. Diese Schnelligkeit haben wir aber auch in dem zweiten Abschnitt unseres Angriffs über die Somme bis zur Seine beibehalten.

Oft genug hat unsere Panzerdivision flüchtende französische und englische Kolonnen überholt, sie vom Gros abgeschnitten und vernichtet. Die Straßen, die wir vormarschierten, zeugen vom Angriffsgeist dieser Truppe.

Der Vormarsch rollt. Aus den Feldern rechts und links des Weges kommen einzelne Franzosen. Schon lange haben sie ihre Waffen fortgeworfen, sie heben die Hände hoch und ergeben sich, wir haben keine Zeit, sie zu sammeln. Wir zeigen ihnen schnell die Richtung, die sie zurückzugehen haben. So trotten dann Franzosen, aber auch Engländer, mit gesenkten Köpfen unseren Vormarschweg zurück, für sie der Weg in die Gefangenschaft. Durch Wälder, über wogende Getreidefelder, auf asphaltierten Straßen und über Feldwege ziehen unsere Kolonnen. Rechts und links liegen die französischen und englischen Kraftwagen, die unsere Panzer noch erwischt haben. Explodierte Munitionskolonnen, ausgebrannte Kraftstoffwagen, zertrümmerte Omnibusse und zerfetzte Panzer.

Da entdecken wir rechts von uns in 2000 Meter Höhe einen Fesselballon. Beim nahen Hinsehen ist es nur ein abgetriebener Sperrballon, dessen langes Seil sich in eine Hochspannungsleitung verwickelt hat. Einige kurze Feuerstöße der Flak, eine helle Flamme, der Ballon schrumpft zusammen. Nur eine schwarze Rauchwolke bleibt übrig, wir rollen weiter.

Da meldet der Panzerspähwagen, der an der Spitze unseres Schützenregiments marschiert, eine feindliche Kolonne auf dem Rückmarsch. Es ist eine Abteilung englischer Artillerie. Das marschierende Schützenregiment teilt sich. Ein

Teil umgeht den Gegner rechts, der andere links. Dann beginnt der Feuerzauber. Der Feind ist so überrascht, daß er nicht mehr zum Widerstand fähig ist. In knapp zehn Minuten ist die ganze Abteilung zusammengeschossen. Mit lautem Knall explodieren die Munitionswagen. Die Zugmaschinen kippen mit den Geschützen in die Straßengräben. In wilder Panik versuchen die Engländer nach links und rechts auszubrechen, doch unsere MGs halten sie unter Feuer. Was noch am Leben ist, ergibt sich. Zwölf 15-Zentimeter-Geschütze und eine ganze Menge noch brauchbarer Lastkraftwagen sind die Beute. Der Abteilungskommandeur, ein Oberst, tritt den Weg in die Gefangenschaft an.

Die beiden ausgeschwärmten Kolonnen vereinigen sich auf der Straße wieder zu einer Marschsäule. Doch kaum sind sie drei Kilometer gefahren, da wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Diesmal ist es eine englische Munitionskolonne von rund 30 Fahrzeugen. Sie wird ebenfalls aufgerieben. Wir haben einige englische Offiziere auf unsere Wagen genommen, der Rest der Gefangenen trottet genau so wie die Franzosen die Straße entlang, zurück, um dort von der Feldgendarmerie in Gefangenenlager gebracht zu werden. Der englische Offizier auf meinem Wagen schaut dauernd nach rechts und links. Als ich ihn frage, warum er denn so eifrig Ausschau halte, berichtete er mir, daß er unsere Kampftaktik für eine „Story" gehalten hätte. Heute müsse er einsehen, daß diese „Story" doch Wahrheit sei. Er sehe zur Seite, um festzustellen, ob nicht rechts und links der Straße französische und englische Truppen marschierten, die wir bei unserem Vormarsch überholten.

70 Kilometer sind wir heute marschiert. 70 Kilometer Marsch und Kampf. Schon an der Luft spüren wir, daß die See nicht mehr weit sein kann. Die Aufklärungsabteilung wird vorgeschickt, um zu erkunden, was vor uns liegt. Nun stehen wir ostwärts von F. auf dem Steilufer des Kanals. Vor uns liegt die See. Wir machen links um und marschieren weiter auf F. zu. Die Stadt selbst liegt in einer Senke, nur hoch oben auf dem Ufer steht die Lotsenstation, und dahinter ragen die Trümmer einer französischen Marinestation empor. Zusammen mit uns marschieren vier 2-cm-Geschütze der Flak.

Die Marinestation ist besetzt, wir bekommen auf nur kurze Entfernung starkes Artilleriefeuer. Im Nu hat die Artillerie ihr Geschütz in Stellung gebracht. Die leichten Maschinenwaffen beginnen zu feuern. Von halbrechts haben die Franzosen noch Maschinengewehre eingesetzt. Die Panzerwagen werden vorgezogen, die Männer sitzen ab. Mit MGs und Handgranaten gehen sie an den Feind heran. Ein Oberleutnant der Aufklärungsabteilung bringt mit vier seiner Leute die MGs zum Schweigen, während die Flak die Lotsenstation und das dahinterliegende Gebäude der französischen Marine befunkt. Der Gegner stellt sein Feuer ein, wir stoßen nach. Schon sitzen unsere MGs dort, von woher noch vor zehn Minuten der Gegner mit seinen MGs unseren Angriff zu hemmen versuchte. Die Flak macht Stellungswechsel vorwärts. Zusammen mit dem Oberleutnant der Aufklärungs-



Befestigungen der Vimy-Höhe aus dem Weltkrieg

Im alten Kampfgelände von Verdun





Schwerer deutscher Mörser vor dem Fort de Maulde



Fernsprechbautrupp bei Pont St. Vincent

abteilung dringt sie in die Artilleriestellung ein. Vier fest lafettierte Schiffsgeschütze mit unendlich viel Munition werden genommen.

Im gleichen Augenblick, in dem die Marinestation besetzt wird, entdecken wir auf eine Entfernung von rund einem Kilometer, wie sich tief unter uns um die Mole von F. ein französischer Zerstörer schiebt.

In fliegender Hast machen die 2-Zentimeter-Geschütze der Flak den Stellungswechsel, in Sekundenschnelle werden die ersten Feuerstöße gegeben. Sie sitzen haargenau. Die Geschütze jagen aus den Rohren, was nur herausgeht. Der Franzose antwortet, doch sein Feuer wird schwächer, ein Geschütz nach dem anderen fällt aus. Wie ein weidwundes Tier dreht der Zerstörer ab und sucht sein Heil in der Flucht. Während sich das Kriegsschiff langsam in den Dunst über dem Wasser verzieht, hören wir in der Luft ein Summen, das stärker, immer stärker wird. Es sind deutsche Stukas. Nach wenigen Minuten dröhnen unsere Ohren, die Stukas haben mit Bomben den Franzosen angegriffen. Wir können es nicht mehr sehen, daß er getroffen worden ist, doch als die Stukas zurückkehren, wissen wir, daß dieser Gegner vernichtet worden ist.

## II.

Ein diesiggrauer Morgen liegt über der französischen Kanalküste. Er kommt den Engländern sehr zu statten. Im Schutze dieses natürlichen Nebels versuchen sie, auf zahlreichen Transportschiffen die Reste ihrer geschlagenen Divisionen nach England hinüberzuretten. Unweit von St. Valéry, das etwa 40 Kilometer westlich von Dieppe liegt, soll die Einschiffung vor sich gehen.

Es ist kein Angriffswetter für unsere Stukas. Aber die fetten Happen lassen sich die deutschen Truppen dennoch nicht entgehen. Geht es nicht aus der Luft, dann wird es eben vom Land aus gemacht.

Es ist ein Tag voll wechselnder Ereignisse. Noch bis zur zehnten Morgenstunde wird auf beiden Seiten heftig gekämpft. Es scheint, als ob es dem Gegner gelänge, dem deutschen Angriff zu trotzen. Da ist es wiederum der deutsche General, der Kommandeur jener Panzerdivision, der die Franzosen und Engländer den Namen „Gespensterdivision" gegeben haben, der durch sein persönliches Beispiel die Truppe mitreißt und so den Angriff sieghaft nach vorn trägt. Noch vor seinen Panzern und seinen Schützenregimentern fährt der General, kurz vor dem entscheidenden Angriff, der nach der soeben beendeten Artillerievorbereitung ansetzen soll, im offenen Kübelwagen in die Stadt St. Valéry ein. Steinbrocken zusammengeschossener Häuser, verkohlte, noch glimmende Balken versperren die Straße. Überall kracht es noch von Einschlägen, und die scharfen Knalle explodierender Muni-

tionsvorräte werden laut. Der General stößt bis hart an den Marktplatz vor und ruft den englischen Soldaten, die alle eiligst den Weg zum Hafen zu nehmen versuchen, ein paar Worte zu.

Endlich bleibt einer von den Tommies stehen und kommt heran. Der General fordert ihn auf, zu seinem englischen General zu gehen und diesem zu sagen, jeder weitere Widerstand sei nutzlos. Die Stadt sei von deutschen Truppen umschlossen.

Zur gleichen Minute nähern sich die Spitzengruppen der angreifenden deutschen Schützenregimenter den Ortseingängen. Teilweise wird noch heftig geschossen, vor allem aus den Kellern und Häusern heraus.

Nach einer Viertelstunde kommt ein Kurieroffizier des englischen Generals an. Seine erste neugierige Frage an den deutschen Ordonnanzoffizier ist die nach dem Alter des deutschen Generals. Wenige Minuten später kommt der englische General selber. Nun stehen sie sich auf wenige Schritte gegenüber, der deutsche Divisionskommandeur, der Mann mit dem Pour le mérite und dem Ritterkreuz, mit dem straffen, jugendfrischen Soldatengesicht, und der lange, grauhaarige englische General.

Zum erstenmal sehen sie sich von Angesicht zu Angesicht, die beiden Divisionskommandeure, die seit 14 Tagen miteinander die Klingen kreuzen. Der eine von ihnen Angreifer und rücksichtsloser Draufgänger vom ersten Tage des Krieges ab, der andere verfolgt, immer im Rückzug, immer wieder aufs neue geschlagen, und nunmehr, hart an der Küste, die beides bedeuten könnte, Rettung oder Untergang, das Schicksal der Gefangenschaft vor Augen.

Kein Muskel zuckt in beider Gesicht, schweigsam legen sie die Hand an den Mützenrand, dann nimmt der englische General die Weisungen zum Abtransport seiner Truppen in die Gefangenschaft entgegen.

## Kamerad bis zum letzten

Artilleriestellungen und rückwärtige Truppenbewegungen des Feindes waren die Angriffsziele unserer Kampfgruppe. Bis zur Marne sind wir geflogen und haben über den geschichtlichen Schlachtfeldern des Weltkrieges unsere Bomben fallen lassen. Die Bombenklappen sind nun wieder geschlossen. Wir fliegen zu unserem Heimathafen zurück. Jeder ist mitgenommen von diesem Tag. Seit den frühesten Morgenstunden sitzen die Flugzeugführer am Steuer, die Beobachter franzen und werfen Bomben, die Funker sitzen am Gerät und halten außerdem Ausschau nach feindlichen Jägern. Plötzlich schießt feindliche Flak. Um uns tanzen die schwarzen und gelben Rauchwölkchen, oft weit hinter dem Verband, dann auch wieder verflucht nahe. Hellwach sind die Flugzeugführer. Sie weichen geschickt den Schußlagen aus, wissen aus langer Erfahrung, wo etwa die nächste Folge krepieren wird.

Schon haben wir alle diese alltägliche Begrüßung vergessen, als plötzlich der Funker einer Besatzung durchruft, daß sein Flugzeugführer verwundet sei und wahrscheinlich notlanden müsse. Es ist der linke Kettenhund der letzten Kette unserer Staffel. Nach einigen Minuten kommt ein zweiter Ruf durch, daß der Flugzeugführer doch noch in der Lage sei, bis zum Flugplatz durchzuhalten. Eine leichte Verwundung, so denkt jeder. Sofort kommt der Befehl zurück, den Platz des Kettenführers einzunehmen, um so von den anderen Maschinen gegen feindliche Jagdangriffe geschützt werden zu können.

Landung. Vor uns schwebt der ‚Kurfürst' an, landet als erste Maschine, setzt normal auf dem Boden auf. Nichts läßt darauf schließen, daß sich in dieser Maschine ein Stück Heldentum abgespielt hat. Krankenwagen und Sanitäter eilen herbei. Noch steigt Unteroffizier X. allein aus der Maschine, steht vor den Männern, leicht gestützt von den Kameraden — dann klappt er zusammen. Um den Hals einen blutigen Verband. Uniformrock und Kombination mit Blut verschmiert, kreideweiß im Gesicht, so sehen wir ihn. Quer durch den Hals ist ihm ein Geschoßsplitter geschlagen, ist im Nacken bis zur Haut durchgedrungen und ragt mit der Spitze heraus. Kein Wort, kein Schmerzenslaut kommt über diese zusammengebissenen bleichen Lippen, als er auf der Bahre liegt und der Arzt mit Schere und Pinzette arbeitet.

Vom Beobachter erfahren wir indessen, was sich in der ‚Kurfürst‘ ereignete, wie Unteroffizier X. die Maschine und seine drei Kameraden rettete:

Plötzlich ein splitternder Klang in der Kabine, ein Krachen. Ich schau aus meiner knienden Stellung auf. Ein Blutstrahl spritzt mir entgegen. Unteroffizier X. ist am Halse getroffen. Die Sonnenbrille ist zerschmettert. Die scharfen Kanten haben sich rings um die Augen ins Fleisch eingegraben.

„Aussteigen!“ brüllt er.

Der Bordmechaniker greift bereits zum Notgriff, um das Kabinenverdeck abzuwerfen. Da ruft X. mit verzerrtem Lächeln uns zu: „Es geht wieder!“

Während seine Hände krampfhaft das Steuer halten, um die Maschine wieder in Normallage zu bringen, reiße ich ein Verbandpäckchen auf und binde die getroffene Arterie ab. Rot färbt sich der Verband. Das Blut sickert durch, beschmiert die Kombination und die Uniform. Ein zweites Päckchen vermag endlich den Blutstrom zu stillen. Ich versuche das Steuer zu ergreifen, doch er wehrt ab, fühlt sich stark genug weiterzufliegen. Auf meinen Notizblock schreibe ich groß und deutlich, daß er nicht sprechen soll. Er versteht. Ich schreibe ihm auch auf, daß wir die Stelle des Kettenführers einnehmen sollen.

Wir wissen in diesen bangen Minuten, welch übermenschliche Leistung er vollbringt, wenn wir ab und zu ein röchelndes Stöhnen vernehmen. An die Kommandeurmaschine lasse ich durchgehen, daß wir zuerst landen, um keinen Zeitverlust eintreten zu lassen und den Platz für uns allein zu haben.

Wie wird diese Landung werden? Der Unteroffizier will trotzdem noch im Verbande landen, doch ich kann ihn bewegen, als erster aufzusetzen. Genau so sicher und geübt wie sonst fängt er die Maschine ab, schwebt sie aus, setzt auf, rollt über den Boden. Schmerz erfüllt das Gesicht, als das Flugzeug auf dem harten Boden mehrmals aufspringt. Instinktiv scheint er alle Griffe halbwach getan zu haben, so scheint es uns. In Wirklichkeit war es die größte Willensanstrengung, die ein Mensch in solch einer Situation aufbringen kann.

Dann sackt er nach dem Ausrollen in sich zusammen. Er konnte uns und die Maschine noch retten, dann war es aus mit seinen Kräften. Kamerad bis zum letzten!

## Auf den Straßen des Schreckens

Wir kommen eben von einem Weg zurück, der über das Schlachtfeld von Nordfrankreich führt, über die Straßen, auf denen sich die Angriffe der deutschen motorisierten Einheiten abspielten. Wir kamen dabei durch viele Orte, deren Namen uns noch aus dem Weltkrieg geläufig sind, waren also in Laon oder in Cambrai, sind die Wege nach St. Quentin und zur Somme gefahren; ein anderes Erlebnis als am Vortag, als wir noch zwischen Valenciennes und Maubeuge waren, dort, wo die deutsche Artillerie die letzten Werke des Feindes erledigte. Dort, wo die Front plötzlich eine Stoßrichtung nach Norden hatte, die dem aus Belgien zurückflutenden Feind den Weg nach Süden, den Weg nach dem Innern Frankreichs verlegte. Über Hunderte von Kilometern hinweg von diesen Schlachtfeldern an der belgisch-französischen Grenze ging unser mühsamer Weg, vorbei an vorwärts drängenden deutschen Kolonnen unter dem Schutz der immer wieder nach Westen und Südwesten brummenden deutschen Geschwader. Wir sahen auf dieser Fahrt die Straßen des Schreckens, die Wege der Verzweiflung. Kein Bild, kein Film wird das bis zum letzten schildern können, was hier ist. Kilometer über Kilometer weit sind diese Straßen im Norden Frankreichs eingesäumt von den Trümmern eines zerstörten Heeres. Die deutsche Panzerwaffe schlug und schoß hier die Bresche durch das ganze Land hindurch; zerfetzte Kampfwagen, Kraftfahrzeuge, Fuhrwerke, Menschen und Tiere. Wenn man die Trümmer an den Straßenrändern sieht, dann erkennt man die Größe des deutschen Erfolges. Es sind schon gewaltige Truppenmengen, die der Feind hier heranführen wollte, um dem deutschen Vormarsch zur Küste einen Riegel vorzuschieben. Auf allen möglichen Fahrzeugen sollte die Masse nach vorn gebracht werden, der Riesenomnibus aus Paris liegt hier neben einem Reisewagen, neben dem requirierten Lastwagen, neben Privatfahrzeugen und Fuhrwerken, dazu der französische Kampfwagen, das Fahrzeug des Heeresparks der Pioniere, die Kolonnen der Munitionswagen, des Verpflegungsnachschubs und der Reserven. Hier drängte eine in aller Eile herangeworfene Truppe nach Norden und Osten, um den Deutschen den Weg zu verlegen; sie marschierte in die Feuerschlünde der deutschen Panzerwaffe hinein. Die Nase der zerbeulten, zerschossenen, umgeworfenen, ausgebrannten Fahrzeuge des Feindes zeigte zum größten Teil noch nach Osten, man war also im vollsten Vormarsch, als das deutsche

Panzerungewitter hereinbrach. Einige müssen versucht haben, noch im letzten Augenblick mit aller Kraft über Äcker und Wiesengelände zu entkommen, aber auch da faßte sie die Kanone unserer Panzer; andere wurden auf einem seitlich gelegenen Parkplatz überrascht und zu Schrot geschossen. Wieder andere wurden in Seitenwegen doch noch erwischt, und was noch fahren konnte, mußte im Chaos der eigenen durcheinander gebrachten Kolonnen sich festgefahren haben. Kein Bild, noch einmal sagt man es, wird es je restlos zeigen können, weil erst im ungeheuerlichen Ablauf der grauenvollen Bilder der letzte Beweis für die Größe und Stärke der deutschen Panzerwaffe liegt. Erst zählten wir die Fahrzeuge, bei 200 gaben wir es auf, dann zählten wir nur noch die zerschossenen und liegengebliebenen Kampfwagen der Franzosen, und bei 200 gaben wir es wieder auf. Dann schätzten wir nur noch die Zahlen, und wir gaben es gleichfalls auf. Schließlich zählten wir nur noch die Kilometer an Straßen, die trümmerumsäumt sich vor uns dehnten. Sieben Kilometer Trümmerfeld, kurze freie Strecke, vier Kilometer Trümmer, kurze freie Strecke, elf Kilometer Trümmer und so fort und so weiter und so fort. Am Straßenrand lagert eine Gruppe Gefangener, sie sitzen auf eigenen prallgefüllten Munitionskisten, deren Zahl hier eine Million ist. Nur zögernd lassen sie sich in ein Gespräch ziehen, und dann sagen sie, das haben sie nicht gewußt, das hat man ihnen nicht gesagt, daß die deutschen Panzer so furchtbar sind, daß die Stukas so entsetzlich sind, man hat sie getäuscht, und dann stieren sie wieder vor sich hin. Man hat sie getäuscht. Gute Soldaten, die ihre Pflicht taten, und die doch scheiterten an der Wucht des deutschen Angriffs, der in Stunden und Tagen Gebiete bewältigte, um die im Weltkrieg Hekatomben von Blut Meter um Meter geflossen sind.

# Verdun

Unsere Stoßtrupps, die am Westufer der Maas von Samogneux aus gegen Verdun vorgehen, machen an der Höhe vor Vacherauville Halt. Über dem Talkessel vor uns liegen starke dunkle Qualmwolken, wie mit dem Messer abgeschnitten von dem darunter sich breitenden Nebel, der das brennende Verdun verhüllt. Heute muß die Festungsstadt in unsere Hand fallen.

Noch verteidigen starke Forts den Zugang, aber Riesenbrände dort drüben zeigen an, daß Verdun reif ist zum Fall. Von der Höhe 344 in unserem Rücken, die im Weltkrieg nie zu nehmen war, kommt ein kalter Wind herangefegt. Er streift über alte Drahthindernisse, verrostete Helme, zerbrochene Waffen von damals, über die großen Kriegerfriedhöfe mit ihren langen Kreuzreihen, wo die Gefallenen des großen Krieges ruhen, der jetzt erst seinen siegreichen Abschluß findet.

Die drei Leutnants bei uns mit dem schwarzweißroten Band des Eisernen Kreuzes haben sich kurz besprochen. Die Trupps teilen sich. Der eine biegt links ab zur Kalten Erde, der andere geht vor auf Bras. Es geht über alte, nun mit Gras und Brombeeren bewachsene Trichter, vorüber an den hellen Kieshügeln alter Stellungen. Aus dem rechten Abschnitt hallen unaufhörlich Abschüsse unserer schweren Batterien. Bei uns ist's noch immer ruhig. Späher gehen in ein Wäldchen halblinks vor. Inzwischen verteilen sich die übrigen Männer — Infanteristen und Pioniere — im Gebüsch um die verwachsenen Trichter. Die kurze Marschpause wird ausgefüllt mit den neuesten Frontschnurren, z. B. der Geschichte von dem unbewaffneten Generalstabsmajor, der gestern im Wald am Toten Mann sechzig Franzosen fing. Kommißlatein! Die Leutnants schwören auf die Richtigkeit, und die Vögel in den Kirschbäumen zwitschern dazu wie im tiefsten Frieden. Jenseits des Höhenzuges aber vor uns raucht Verdun.

Die Pioniere brechen auf, Leinwandsäcke mit Handgranaten, Sprengbüchsen und anderes umgehängt. Gleichmäßig rauschen die Füße durch das hohe Gras. Frische Granatlöcher werden umgangen, abgeknickte Kirschbäume und Birken übersprungen. Deckung bietet notfalls das Maikäfergehölz linker Hand. Auf der Höhe dabei wird eine feindliche Beobachtungsstelle vermutet. Davor muß das Panzerfort liegen, das gestern nachmittag die Vormarschstraße schwer mit Feuer belegte. Wir blicken gebannt auf die blauschwarze Wand, die sich jetzt über der Festung

Verdun erhebt; in das Dunkel über der Stadt schäumen gelegentlich weiße Sprengwolken.

Da kracht es über die Maas herüber. Am Toten Mann stehen immer noch feindliche Geschütze, heulend ziehen die Granaten ihre unsichtbaren Bogen über uns, hellgelb blitzt das Mündungsfeuer auf. Dröhnend hallen die Einschläge im Tannenwald hinter uns, schwarze Erdfontänen wirbeln empor. Unsere eigene Artillerie belegt die Pfefferberge kurz vor uns. Späher kehren zurück. Einige Gefangene. Durch die Sperre von Feldsteinen und Drahthindernissen gehen wir nach Vacherauville hinein. Der Ort scheint unbesetzt. Ein sterbender Schimmel auf schwankenden Beinen empfängt uns.

Noch neun Kilometer bis Verdun. Fliegerdeckung! Der bewachsene Hügel neben uns nimmt uns auf. Ein Blick auf die Karte: vor uns im Gelände verstreute kleine Kampfanlagen, rechts und links auf den Höhen feste Werkgruppen und ausgebaute Forts. Wird es gelingen? Gefangene erzählten gestern abend, daß nur noch schwache Besatzungen vorhanden seien. Das entspricht unserer Annahme, daß sich Teile der aus der Maginotlinie herausgezogenen Festungsbrigaden hier in hinhaltendem Widerstand allmählich zurückziehen.

Das Fort links oben wird aufmerksam. Fahrkolonnen beginnen sich schon einige Kilometer hinter uns auf der Straße vorzuschieben. Plötzlich erfolgt ein Feuerüberfall, daß uns der Atem stockt. In unser Dorf, neben unsere Anmarschstraße und in das vor uns liegende Dorf Bras fegen die Granaten, krachen in die vom Feind vorher zur Erschwerung unseres Vormarsches angesteckten Häuser. Rußige Fontänen spritzen hoch. Nun in Deckung, wenn welche zu finden ist! Glatt liegen wir da, es ist eine wilde Nervenprobe. Hallt es hell, atmen wir, brummt es tief, also nahe, stocken die Lungen.

Ein Teil des Zuges bricht in einer kurzen Feuerpause auf, unbemerkt von den übrigen. Tapfere Panzerjäger rollen im gleichen Augenblick vorbei, während drei Kilometer rechts in der Flanke schwere MGs des Gegners aus sicheren Stellungen heraus ihr grimmiges Lied anstimmen. Wenige Infanteriegeschütze halten sie stundenlang im Schach. Ein Kraftwagen rollt durch den Artilleriebeschuß. Er kommt von der Côte de Talu, von der gestern ein Bataillon des hier kämpfenden Regiments vier feindliche Batterien verjagte. Im Kraftwagen steht der Infanteriekommandeur, das Kommandoziel vor den Augen, die nichts von den Granaten sehen, sondern nur noch Verdun vor uns. Hinter ihm rücken Teile des I. Bataillons heran, erreichen die Stoßtrupps und gehen vor.

Das sind Soldaten: aus der Marschbewegung, nach rund 40 Kilometern Marsch, gestern eingesetzt und ohne Müdigkeit übergegangen zum Angriff, erst auf die Kalte Erde, den wichtigen Schlüsselpunkt, dann heute im Morgengrauen Samogneux nehmend, und nun abermals aus der Verfolgung des fliehenden Gegners zum Angriff übergehend. Der Franzose hält dieses Tempo nicht aus. Die letzte

nächtliche Verfolgung war wieder so schnell — so erzählt uns später ein französischer Capitaine —, daß keine planmäßige Verteidigung mehr eingerichtet werden konnte. Der Kompanietrupp der 14. Kompanie leistete eine derart glänzende Aufklärung, daß das Regiment als Spitzenregiment, das I. Bataillon als erstes Bataillon der Armee immer schneller auf das Ziel losstürmen kann.

Die Zusammenarbeit mit der Faust des Regiments, dem Führer der schweren Waffen, klappt hervorragend. Kaum sind die ersten Trupps vor, hört man schon das Wiehern der Gäule vor den Infanteriegeschützen.

Die Feuerüberfälle von links werden jetzt auf den Nachschubweg gelenkt. Endlich wird die Vorstadt Belleville, verteidigt hinter schweren Drahthindernissen und Barrikaden aus Fässern und Wagen, Balken und Felsgestein, erreicht. Die Spitzenkompanie verteilt sich geschickt. Handgranaten und schwere Waffen des Regiments erledigen, was noch nicht von unserer Artillerie zerhauen ist. Noch immer feuert das Fort Belleville, aber an der Spitze seines Bataillons rückt der Kommandeur in die zwischen Gärten und Parkgrün gelegene Vorstadt, und damit in Verdun ein. Zielbewußt wird, während endlich draußen die Forts schweigen, der Weg zur Zitadelle eingeschlagen, abermals vorbei an langen Reihen von Weltkriegsgräbern.

Seit 12 Uhr 30 weht auf der zum Schluß kaum noch verteidigten Zitadelle von Verdun die Flagge des Reichs. Unten auf den großen Hotels werden jetzt langsam die Trikoloren eingezogen. Am Südrand der Stadt wütet ein großer Brand; er hat die von uns den ganzen Morgen über beobachteten Qualmschwaden hochgesandt; anscheinend Tankanlagen. In einzelnen Häusern springen kleine, hell knatternde Flammen auf und verzehren unheimlich schnell alles innerhalb der Mauern.

Es wird Abend. Der Divisionskommandeur steht unterhalb der Zitadelle. Der General blickt nachdenklich auf die grünen Wasser der Maas, die von den Trümmern sämtlicher Stadtbrücken erfüllt ist. Ein einfacher Fahrermantel verdeckt die roten Kragenspiegel. Er befiehlt schnelle Fortsetzung des Vorgehens. Auf allen Fahrstraßen ziehen jetzt in vier Kolonnen nebeneinander die siegreichen Divisionen in schnellstem Tempo weiter nach Süden.

## 15 Landser gegen 15 Panzer

Unser Feldwebel ist ein Kerl, der den Teufel nicht fürchtet. Ich traf ihn heute beim Übergang über die Loire. Wir saßen eine Weile am Ufer und ließen in Gedanken noch einmal die Erlebnisse der letzten Tage an uns vorüberrollen. Aisne — Marne — Seine — Loire. Jeder dieser Namen umschließt für uns gewaltige Erlebnisse, Stunden, die niemals mehr ausgelöscht werden können.

Heute morgen erhielt unser Feldwebel das EK II und das EK I zugleich, gewiß eine außergewöhnliche Auszeichnung. Aber so war auch die Leistung, die er mit seinen Männern vollbrachte, ungewöhnlich.

Die Ungetüme der modernen Panzerwaffe haben auf den Gegner eine starke moralische Wirkung, ganz abgesehen von ihrer Stoß- und Feuerkraft. Das haben wir in diesen Tagen erlebt, als wir unsere Panzerdivisionen auf ihrem Vormarsch begleiten durften. Ganze Kompanien ergaben sich unter dem Eindruck der anrollenden Panzer. Der Ruf „Deutsche Panzer kommen" genügte, um feindliche Bataillone und Regimenter zur Auflösung zu bringen. Eine kaum zu beschreibende Panikstimmung pflanzte sich fort von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die auf dem Vormarschwege unserer Panzerdivisionen lagen. Auch die Franzosen haben — besser gesagt hatten Panzer, graue Stahlkolosse, die sie mit großen Hoffnungen in den Kampf schickten. Da unsere Panzerjäger den Teufel nicht fürchten, so reißen sie erst recht nicht vor ein paar feindlichen Panzern aus, auch dann noch nicht, wenn auf jeden Mann ein feindlicher Panzer kommt.

Unser Feldwebel ist also ein Panzerjäger. Seine erste große Begegnung hatte er mit feindlichen Panzern am Chemin des Dames, der im heldenmütigen Ansturm am 6. Juni erobert wurde. Mit drei Panzerabwehrkanonen war er eingesetzt, als plötzlich von vorn der Warnruf kam: „Feindliche Panzer!" Keinen Meter ging der Feldwebel mit seinen Geschützen zurück. Im Gegenteil! Er zeigte dem Gegner sofort, daß er es hier mit unerschrockenen Panzerjägern zu tun hatte, und siehe da: Zwei von den sieben angreifenden Stahlkolossen blieben schon beim ersten Streich auf der Strecke.

Die erste Runde hatte unser Feldwebel mit seinen 14 Leuten gewonnen. Der Gegner setzte zum zweiten Anlauf an. Die Panzerjäger machten Stellungswechsel, wurden dabei von drei feindlichen Maschinengewehren überfallen und

verloren eines der drei Geschütze. Sieben Mann vom Geschütz 3 wurden verwundet.

So begann der Kampf von neuem. Zäh und verbissen kämpfte unser Feldwebel mit dem Rest seiner Männer. Schuß auf Schuß wurde dem Gegner aus den beiden Rohren entgegengejagt. Und fünf Panzer hauchten ihr Leben aus. Zerschlagen, kampfunfähig lagen sie nach harter Schlacht im Gelände, verwundet, zermürbt, geschlagen ergaben sich die feindlichen Panzerschützen.

Das war am Chemin des Dames. Vier Tage später hatte der Feldwebel wieder mit zwei Panzerabwehrgeschützen die zweite Begegnung mit feindlichen Panzern, diesmal waren es gar acht, die sich zum Kampf stellten. Der Übergang über die Marne mußte erzwungen werden. Diesseits des schicksalsschweren Stromes kämpfte der Feldwebel mit seinen Leuten. Da sah er sich in nächster Entfernung zwei feindlichen Panzern gegenüber. Sofort gingen die grauen Stahlkolosse zum Angriff über, und unsere deutschen Panzerjäger waren nicht wenig erstaunt, als noch sechs andere dahinter auftauchten. Nur ruhig Blut und gut gezielt! Und das Erstaunliche gelang!

Zwei Panzerabwehrkanonen hielten acht feindliche Panzer in Schach.

So groß muß das Entsetzen der Franzosen darüber gewesen sein, daß sie den Kampf aufgaben; denn inzwischen war auch die Brücke über die Marne gesprengt worden, die dem Gegner vielleicht noch eine Flucht ermöglicht hätte. Wieder war unser Feldwebel mit seinen tapferen Leuten Sieger geblieben über einen Gegner, der im Augenblick haushoch überlegen war. Aber nicht das Material und die Anzahl der Kanonen entscheidet den Kampf, sondern die Herzen und der Wille zum Sieg.

Er und seine Panzerjäger aber wissen seither, daß auch Stahlkolosse nicht unbezwingbar sind.

# Über den Rhein nach Kolmar

Gegenüber der Ruine Limburg, unweit des oberrheinischen Ortes Sasbach, lag bis zum 15. Juni der Abschnitt „Limbourg-Süd" der französischen Maginotlinie. Heute, kaum 48 Stunden nach dem tollkühnen Übergang unserer Pioniere über den Rhein, liegt bereits wohlverankert in den reißenden Fluten des von starken Regenfällen angeschwollenen Stromes eine für schwerste Lasten gebaute Pontonbrücke, über die lückenlos die Truppen aller Waffengattungen des Heeres sich ins Elsaß ergießen.

In stürmischem Vorwärtsdringen ist bereits am ersten Tage der Rhein-Rhone-Kanal überschritten und nach hartem Kampf tags darauf das leicht zu verteidigende schwierige Sumpfgelände der Ill erreicht worden. Auch hier wurde der sich teilweise hartnäckig wehrende Feind bald geworfen, und am Nachmittag des 17. Juni hat die Spitze schon Kolmar, die alte deutsche Stadt, erreicht.

Die Truppen, die seit vielen Monaten mit großer Ungeduld den Tag des Befehls zum Angriff erwarteten, haben seit dem 10. Mai ihrer Stunde entgegengefiebert und bei den Siegesnachrichten aus Holland, Belgien und Nordfrankreich nur die eine Sorge gekannt, daß sie für große Entscheidungen zu spät kommen könnten, daß bis zu ihrem Eingreifen den Armeen des Feindes bereits das Rückgrat gebrochen sei. Ein Wunderwerk an fein eingespielter Organisation ließ die über das herrliche Badener Land verteilten Einheiten die Bergstraßen des Schwarzwaldes herniederrollen in die Rheinebene, um sich dort zum Angriff bereitzustellen. Der Übergang über den Rhein mit Sturmbooten im Angesicht der mächtigen Befestigungen und Bunker des Feindes war ein tollkühnes Husarenstück unserer Pioniere und der sie unterstützenden leichten und schweren Waffen.

Während am 17. Juni die Brücken über die Ill geschlagen werden und dadurch der Vormarsch um wenige Stunden aufgehalten wird, unternehmen wir einen Gang durch die Bunkerlinie gegenüber der Ruine Limburg.

Wir entdecken zwischen den deutschen Fahrzeugen einige nagelneue französische Lastkraftwagen, vollbepackt mit Truppenmaterial aller Art, und der Fahrer eines Wagens versichert uns mit einem Hinweis auf den Kilometerzähler stolz, daß dieses Fahrzeug unter seiner Lenkung schon mehr Kilometer zurückgelegt hat als unter der seines französischen Vorgängers. Zwischen den doppelten Drahtverhauen führt ein schmaler Weg stromabwärts zu einem riesigen Betonwerk, durch dessen Schießscharten noch Rauch aus der Tiefe quillt, während bereits auf dem oberen

Sockel ein Flakgeschütz zum Schutz des Nachschubs in Stellung gegangen ist. Der Zustand des Bunkers kündet von der militärischen Leistung jenes Stoßtrupps, der ihn gestürmt hat.

Die meterdicke Stirnwand ist in direktem Schuß in etwa zwei Meter Breite völlig zertrümmert worden. Treppe liegt neben Treppe, und die dicken Eisenstäbe ragen verbogen wie schwacher Draht aus den Durchbrüchen. Die drei Zentimeter starke, von innen fest verschraubte Eisentür wurde durch eine ungeheure Sprengladung in Fetzen zerrissen, und im Innern bietet sich uns ein chaotisches Bild. Telephonleitungen hängen wirr durcheinander, die Rohre der Lüftungsanlage sind durchlöchert und durch den Luftdruck von den Wänden gerissen, denn in einem Raum nebenan ist ein Munitionslager in die Luft gegangen. Durch die geborstene Decke tropft Regenwasser ins Innere. Es ist so heiß, daß wir zuerst erschrocken die Hand zurückziehen. Dreißig Stunden dauerte es, bis der Bunker ausgebrannt war, und bis heute ist der glühend heiß gewordene Beton noch nicht wieder ausgekühlt.

Neben dem eigentlichen Kampfbunker, in dessen Räumen die geborstenen Waffen unter Trümmern begraben liegen, kommen wir durch einen Laufgang in die unterirdischen „Wohnräume“, die unversehrt geblieben sind. Wir finden aneinander anschließend zwei Küchen mit Einrichtung und reichen Vorräten. Für die Bunkerbesatzung gab es kein Feldküchenessen. Man empfing die Lebensmittel in natura. In den Nischen stehen zwei große Herde mit je zwei Kochöffnungen. Wir finden Weißbrot, Konserven, Wein, rohes Fleisch, Würste und Kannen voll Milch, die inzwischen sauer geworden ist. Alles liegt sehr unordentlich durcheinander, doch ist der Schmutz nicht etwa eine Folge der furchtbaren Beschießung. Auf einem langen Tisch stehen noch die Reste des Frühstücks vom 15. Juni. Die Teilnehmer an diesem Mahl ahnten nicht, daß kurz darauf der deutsche Angriff beginnen würde, dem in diesem Abschnitt die gesamte Bunkerlinie innerhalb zweier Stunden zum Opfer fiel.

Wir sprechen einen Pionierfeldwebel, der an jenem Morgen einen in Sturmbooten übersetzenden Stoßtrupp angeführt hat. Sein Trupp allein hat vier Bunker mit Handgranaten und Sprengladungen unschädlich gemacht, einen mehr, als im Angriffsbefehl vorgesehen war, und den Großteil der Besatzung gefangengenommen. Aus ihren Bunkern sind freilich wenige nach hinten entkommen. Etwas abseits hat man die Toten für die Bestattung bereitgelegt und mit Zeltbahnen zugedeckt.

Als der Abend an diesem regenschweren Junitag vorzeitig hereinbricht, sind die Brücken über die Ill fertiggestellt, und wieder folgt die Oberrheinarmee dem mürbe gewordenen Gegner in zügigem Vormarsch. Über aufgeweichte Feldwege und durch tiefe Regenlöcher strebt die Infanterie den Vogesen zu, deren nahe Berge heute von tiefen Wolken verhangen sind. Der strömende Regen rinnt vom Stahlhelm über die umgehängte Zeltplane, aber kein Unwetter, keine Müdigkeit und keine Strapaze vermögen den unwiderstehlichen Drang nach vorn zu lähmen.

## Straßburg ist unser!

Straßburg ist gefallen. Auf dem Münsterturm Erwin von Steinbachs weht die deutsche Fahne. Nach dem Fall von Kolmar und Schlettstadt unternahm am 19. Juni eine schnelle Kampfgruppe die Aufgabe, von Süden her in raschem Vorpreschen gegen Straßburg vorzugehen. Wo sich noch feindlicher Widerstand zeigen würde, sollte er mit schnellem Zugriff gebrochen werden. Die Spitze erreichte den Stadtrand von Straßburg, ohne auf den Feind zu stoßen. Die Brücken über zwei Arme der Ill waren gesprengt. Das hemmte das weitere Vorgehen der motorisierten Einheiten. Der Führer der Kampfgruppe, ein General, ließ sich kurzerhand mit seinem Adjutanten über den Fluß setzen und fuhr mit dem Krad stadteinwärts mit dem Entschluß, durch persönliche Aufforderung die kampflose Übergabe der Stadt durchzusetzen. Durch die völlig ausgestorbenen Straßen der Stadt suchten die beiden den Weg zum Polizeipräsidium, bis sie schließlich zwei vereinzelte Zivilisten trafen, die sie dorthin wiesen. Vor dem Gebäude trafen sie den Polizeipräsidenten und den Kommandanten der Straßburger Polizei. Der Polizeipräsident nahm die Aufforderung zur Übergabe der Stadt entgegen und bestätigte sie durch ein vom Präfekten unterzeichnetes Schreiben. Der Präfekt selber hatte Straßburg bereits Tage zuvor verlassen. Die Übergabe erfolgte um 12 Uhr 20 deutscher Zeit.

Da aus den Bunkern am Rhein kurz zuvor noch geschossen worden war und die Werke ostwärts der Stadt noch besetzt schienen, ließ der General durch die nun seiner Befehlsgewalt unterstellte Straßburger Polizei die dort liegenden Besatzungen verständigen, daß sie innerhalb von zwei Stunden die Waffen niederzulegen hätten; die Stadt sei in deutscher Hand und der deutsche Kommandant entschlossen, jeden Widerstand niederzukämpfen. Die Bunkerbesatzungen räumten darauf das Feld.

Inzwischen hatten die am Stadtrand wartenden deutschen Truppen den Einmarsch angetreten. Die einzelnen Abteilungen wetteiferten darin, als erste das Innere der Stadt zu erreichen. Die motorisierten schweren und leichten Flakbatterien waren wegen der an allen Stadteingängen gründlich zerstörten Brücken und Straßen diesmal im Nachteil, ein Radfahrerzug traf als erste deutsche Truppe am Münsterplatz in Straßburg ein. Ein Feldwebel des Zuges, der Sohn eines 1918

aus Straßburg vertriebenen Postrates, hißte um 14 Uhr 20 auf der obersten Münsterturmspitze die Hakenkreuzflagge.

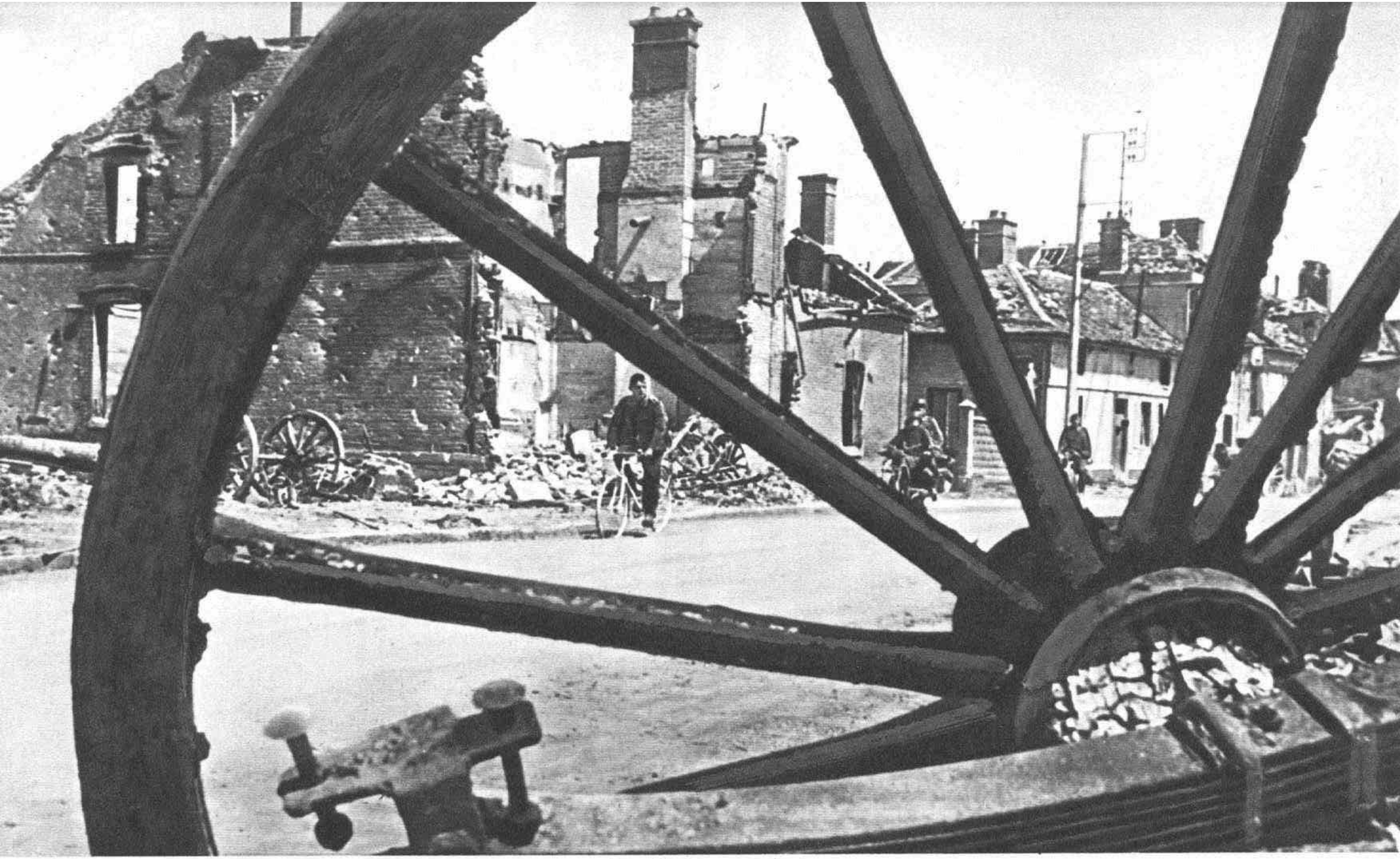
Die Straßen Straßburgs sind noch völlig ausgestorben. Überall sind die Fensterläden geschlossen. Vor den Schaufenstern und Warenhäusern und um das Münster sind Sandsäcke und Schutzmauern gegen Fliegerbomben aufgerichtet. Bis in die engen Straßen der Altstadt macht sich der muffige Geruch aus den seit vielen Monaten ungelüfteten Wohnräumen bemerkbar. Zeitungsaushänge und Maueranschläge stammen noch aus der Zeit der Augusttage des vorigen Jahres; nur an einigen Stellen sieht man als Verlautbarung aus jüngster Zeit den letzten Verzweiflungsaufruf Reynauds angeschlagen. Auch er ist inzwischen überholt. Von den 180 000 Einwohnern der Stadt sind nur etwa 300 geblieben, die als Polizei, Feuerwehr, Luftschutz und Hilfsdienst in dem großen Stadtbereich Aufgaben genug zu erfüllen hatten. Die französische Besatzung hat vor ihrem Abmarsch außer den Rhein- und Illbrücken auch das große Elektrizitätswerk der Stadt durch Sprengung zerstört und die gesamte Strom- und Wasserversorgung lahmgelegt. In zahlreichen in der Nähe der Sprengstellen gelegenen Wohnungen sind sämtliche Fensterscheiben zertrümmert und die Fensterläden aus den Angeln gerissen worden. Auch der im Innern dieser Wohnungen angerichtete Schaden muß erheblich sein.

Wo immer wir beim Einmarsch in die fast menschenleere Stadt auf einen Elsässer trafen, wurden wir mit Herzlichkeit begrüßt. Nicht nur die Alten, die ihre Weltkriegserinnerungen im deutschen Heer hervorkramten, schüttelten uns die Hand. Auf offener Straße mußten wir Elsässer Wein probieren, und in dem einzigen geöffneten Gasthaus Straßburgs durfte an diesem festlichen Tag kein deutscher Soldat sein Bier bezahlen. Die Einheimischen zeigten uns voll Stolz die stattlichen breiten Straßen und Plätze und die engen traulichen Spitzweggassen ihrer im Lied besungenen „wunderschönen Stadt", die so typisch deutsch sind wie in Nürnberg oder Köln oder Hildesheim, wenn die Franzosen auch die alten deutschen Straßennamen umgetauft haben. Aus der biederen Spießgasse machten sie eine „rue des hallebardes". Mitten durch die Stadt zieht sich ein breiter Straßenzug, der den Namen „rue du 22 novembre" trägt. Sie dient dem Gedächtnis an den Einmarsch der alliierten Truppen am 22. November 1918. Wir denken unwillkürlich zurück, wie es damals war, und mit einemmal wird uns erst die ganze Tragweite des heutigen Tages bewußt. Der 19. Juni 1940 hat die Schmach von damals ausgelöscht.

## Reiter stürmen durch Frankreich

Als vor einigen Tagen die Spitzen der deutschen Verfolgungskolonnen sich Saumur näherten, als die demoralisierten Reste der an Somme und Seine geschlagenen französischen Divisionen, ohne haltzumachen, über die Loirebrücke fluteten und der Bürgermeister Saumur zu einer offenen Stadt erklären wollte, verhinderte der Kommandant der Kavallerieschule diese Absicht und setzte mit seinen eineinhalbtausend Kadetten, Fähnrichen und Kavallerieschülern die Stadt in Verteidigungszustand. Unmittelbar vor den ersten deutschen Stoßtrupps flog die Loirebrücke in die Luft. Und dann knallte es aus allen Häusern des Südufers, knallte es westlich und ostwärts der Stadt in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern, knallte es von allen umbuschten Kuppen und sonstigen natürlichen Bastionen des Höhenzuges, dessen weißer Kreidefels jäh in Steilabbrüchen in die Stromniederung abfällt. Mit Maschinengewehren, mit Paks, mit Granatwerfern wehrten sich die Fähnriche und Kadetten der französischen Kavallerieschule hartnäckig eine ganze Nacht und einen halben Tag, schlugen sie sich verzweifelt in einer hoffnungslosen Lage, während rechts und links von ihnen schon das Chaos des Zusammenbruchs herrschte. Selbst das deutsche Artilleriefeuer konnte diesen auch vom Gegner gern anerkannten tapferen Widerstand nicht lähmen. Sobald es nur einen Augenblick schwieg, ratterten drüben wieder die französischen Maschinengewehre. Sie verzögerten den deutschen Übergang über den Strom erheblich, konnten ihn freilich auf die Dauer nicht verhindern. Als hart westlich Saumur und ein Dutzend Kilometer weiter östlich deutsche Brückenköpfe gebildet waren, räumte der Franzose schließlich die Stadt. Es war zwar nicht ganz so gekommen, wie zwei in der ersten Kampfphase gefangene Fähnriche glaubten, als sie mit etwas zuviel gallischer Pathetik erklärten: „Es hat in Spanien einen Alkazar gegeben, es wird in Frankreich ein Saumur geben." Immerhin bleibt das mutige Ausharren der Saumurer Kavallerieschüler auf verlorenem Posten, auch wenn es höchstens 18 Stunden dauerte, ein rühmliches Verhalten, dem die angreifende deutsche Division ihre Anerkennung nicht versagte. Nicht zuletzt vielleicht aus einer gewissen Waffenverwandtschaft heraus, denn auch die deutschen Angreifer waren Reiter. Die deutsche Division, die Saumur eroberte, war eine Kavalleriedivision.

Am 13. Juni stand die Division noch nördlich der Seine, etwa 20 Kilometer

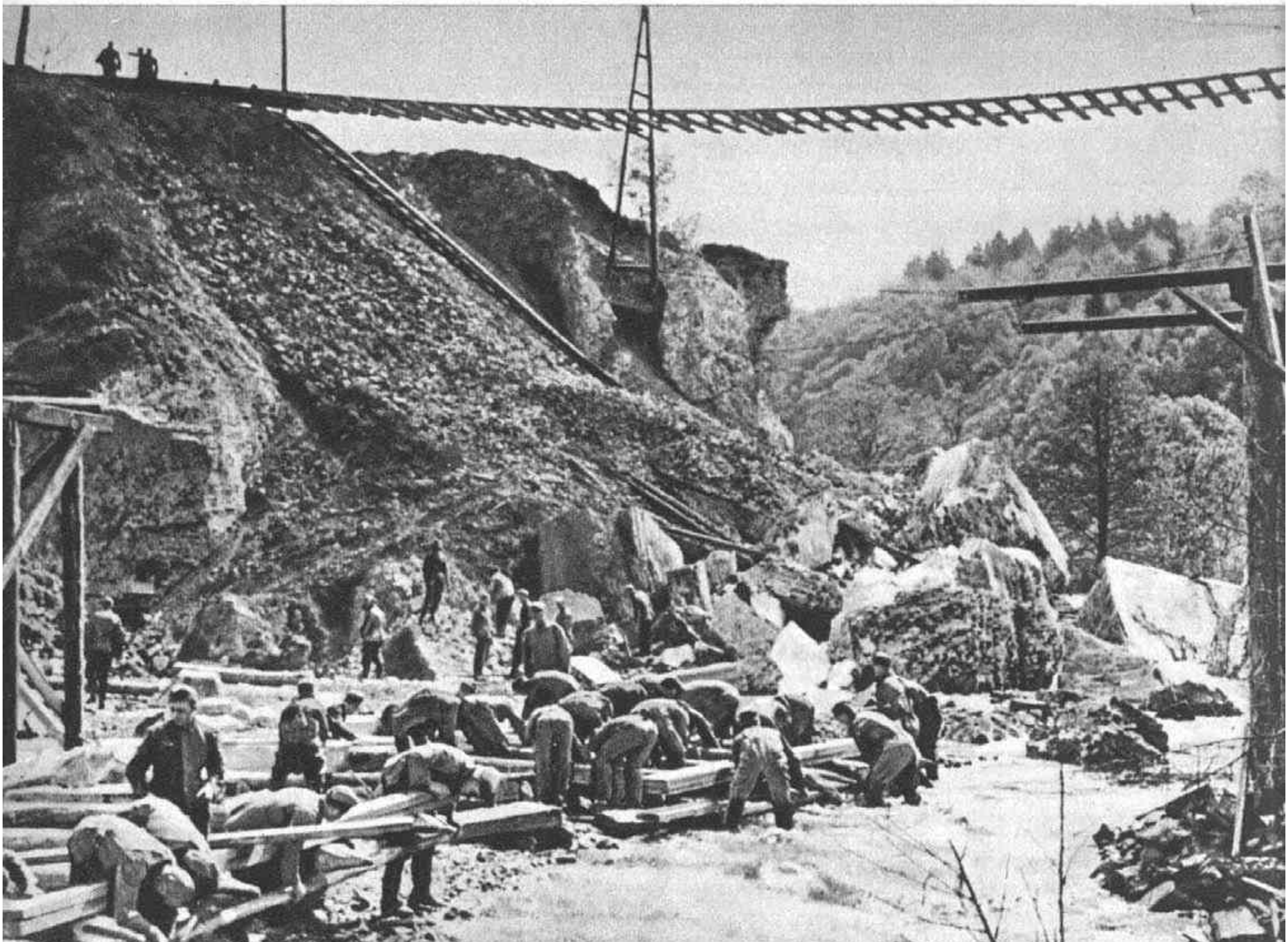


Das Antlitz des Krieges



Fesselballon

Pioniere stellen gesprengte Eisenbahnbrücke wieder her



westlich Paris, dort, wo Oise und Seine sich vereinigen. Ungeduldig harrten die Reiter des Befehls, der auch ihnen den Übergang über den Strom freigab. Endlich am 13. Juni kam er. Westlich Meulan setzten die ersten Reiter auf Floßsäcken über. Unter starker Gegenwirkung französischer Artillerie gelang die Bildung eines kleinen Brückenkopfes, der dann langsam erweitert wurde. Eine richtige Brücke konnte allerdings nicht geschlagen werden; es fehlte der Division hierzu an ausreichendem Material. Sie ging daher am 13. und an den beiden folgenden Tagen auf Fähren und Schlauchbooten — die Pferde schwimmend — über den Strom. Auch der gesamte Troß setzte auf solche Weise über. Nur die schweren motorisierten Fahrzeuge benutzten eine weiter stromab gelegene Brücke. So mancher Pionier oder Reiter hat in diesen drei Tagen durchgehend 24 Stunden gerudert. Dabei spielte sich der Übergang anfangs unter einer nicht geringen feindlichen Gegenwirkung ab, die erst gebrochen werden mußte. Die Art des Übersetzens bedingte schließlich einen Zeitverlust, der von den Männern der Division um so bitterer empfunden wurde, als die über regelrechte Brücken übergehenden Nachbarverbände inzwischen schon weit Raum nach Süden gewonnen hatten.

Alle empfanden es daher wie eine Erlösung, als am 16. Juni, nach vollständiger Versammlung der Division auf dem südlichen Seineufer, zur Verfolgung des Gegners angetreten werden konnte. Verfolgung! Eine ideale Aufgabe für eine Kavalleriedivision, die nicht nur schnell, sondern auch fähig ist, jedes Gelände zu überwinden. Stürmisch stoßen die Reiterregimenter und Radfahrbataillone nun nach Süden vor. Die großen Forste um Rambouillet, den Sommersitz des Präsidenten der französischen Republik, sind rasch durchschritten. Doch bei Maintenon, einem kleinen mittelalterlichen Landstädtchen im Tal der Eure, gleichen Namens wie eine Geliebte des „Sonnenkönigs", hat sich der Gegner zu neuem Widerstand gestellt. Beinahe wäre der Ic der Division, der zur Erkundung der Eurebrücken im Kraftwagen vorgefahren war, in ein Senegalesenbataillon hineingerumpelt, das nun in der bekannten hinterhältigen Art afrikanischen Buschkrieges den Kampf aufnimmt. Der Anblick einiger hingemeuchelter Angehöriger deutscher Spähtrupps bringt das Blut der Reiter zum Kochen. Bald sind die Schwarzen über den Haufen geworfen. Aber noch lange knallt es hinter Hecken und Büschen hervor, greifen sich tot oder verwundet stellende Senegalesen zum Gewehr, um ahnungslosen Landsern in den Rücken zu schießen. Auch nach Überwinden des Eurelaufes kommt es zu neuen Kämpfen mit farbigen Franzosen. Beim Stellungswechsel wird eine Batterie von Negern angegriffen. Wie der Blitz protzt sie ab, feuert aus nächster Nähe auf die in dichten Massen vorstürzenden Schwarzen, pflügt blutige Furchen durch die heulende Welle der Angreifer, von denen kein einziger die Geschütze erreicht. — Am Abend des 16. Juni nimmt die Division Chartres. Das Tagesziel ist erreicht.

In der Nacht zum 17. geht der Franzose in Gewaltmärschen nach Süden zurück. Deutsche Reiterspähtrupps bleiben ihm unermüdlich auf den Fersen. Einem

von diesen gelingt eine besonders kühne Tat. Nur sechs Reiter hat der Leutnant, der ihn führt, bei sich und außerdem ein Beuteauto. Als er sich einem Dorfe nähert, sieht er, wie sich dort mehrere Kompanien Senegalesen, aus dem Dorf heraustretend, zum Angriff gegen eine ahnungslos weiter ostwärts voranmarschierende Kavallerieabteilung anschicken. Kurz entschlossen setzt sich der Leutnant in das Beuteauto, fährt einfach in die Schwarzen hinein, die ihn zunächst mit heftigem, wenn auch schlecht gezieltem Feuer empfangen, dann aber plötzlich zaghaft werden, als der deutsche Offizier sie anherrscht und ihnen zuruft, sie sollten sich ergeben, sie seien umzingelt, jeder Widerstand sei zwecklos. Auch die französischen Offiziere sind konsterniert. Nicht ohne Reiz ist es zu hören, daß der Bataillonskommandeur in dieser Situation einen „Kriegsrat" einberuft und über die Kapitulation abstimmen läßt. Dreizehn Offiziere sind dafür, nur einer dagegen, der freilich immer noch einigen Einfluß hat. Nur zögernd beginnen die Schwarzen die Waffen niederzulegen, und der Leutnant hat gegenüber 300 Senegalesen nur ganze sechs deutsche Reiter zur Hand. Doch konsequent und beharrlich setzt er seine Einschüchterungstaktik fort, schießt weiße Leuchtkugeln ab und läßt das kleine Funkgerät in seinem Wagen spielen. So meistert er schließlich die kitzlige Lage, bis deutsche Verstärkung herannaht und die Senegalesen nun sicher nach hinten abgeführt werden können.

Am 18. Juni steht wieder das Wort „Verfolgung" ganz groß im Kriegstagebuch der Division. Es gilt, die Loire zu erreichen, womöglich gleichzeitig mit dem weichenden Gegner die Brücken zu betreten und so deren Sprengung zu verhindern. Die wenigen motorisierten Kräfte der Division werden vorausgeschickt. So dicht es nur geht, folgen ihnen die Schwadronen. Bei glühender Sonne und ätzendem Staub traben sie an diesem Tage an die hundert Kilometer. Auch an den vorangegangenen Tagen waren 70 Kilometer die normale Durchschnittsleistung, und was es heißt, aus den bereits ermüdeten Männern und Rossen noch weitere 100 Kilometer an einem Tage herauszuholen, das versteht kaum jemand, der selbst nicht Reiter war. Rastlos geht es vorwärts. Rastlos, aber keineswegs kampflos. Immer wieder versuchen versprengte Gruppen, Widerstand zu leisten. Dauert er auch nur wenige Viertelstunden, so bereitet er doch Aufenthalt. Einzelne Feindpanzer, die gelegentlich im Gelände auftauchen, werden treffsicher durch Pak und Artillerie erledigt. Rastlos strebt die Division nach Süden. Sie nimmt keine Rücksicht auf offene eigene Flanken. So erreicht die Division am späten Abend das Ziel des Tages, die Loire beiderseits Saumur. Dort freilich stößt sie auf die verzweifelte Gegenwehr der Fähnriche und Kadetten der französischen Kavallerieschule. Durch rasches Zupacken gelingt es den Reitern, sich der Brücke bei Port Boulet zu bemächtigen. Ein Sprengungsversuch der Franzosen mißglückt. Kämpfend überschreiten die ersten deutschen Schwadronen die Loire, verjagen den Gegner vom Südufer. Aber noch eine zweite Flußschranke ist zu überwinden: die Vienne, die zwischen Port Boulet und Saumur in die Loire mündet. Bei

Chinon führt eine feste Steinbrücke über den Fluß. Längst hat die Führung der Division deren Bedeutung erkannt. Rafft alles zusammen, was an rasch beweglichen Kräften vorhanden ist. Schickt es, was Motor und Pferdebeine hergeben, auf Chinon vor. Und wiederum glückt es, gleichzeitig mit dem fliehenden Feind die Brücke zu betreten. Die Sprengung ist vereitelt. Gleich jenseits der Brücke fällt eine auf Autobussen herangekarrte Abteilung französischer Kerntruppen, wiederum Kriegsschüler, diesmal aus der Schule St. Maixent, den deutschen Reitern in die Hände. Sie sollte den Übergang über die Vienne verhindern. Sie ist zu spät gekommen. Einige Minuten zu spät. Denn als die ersten Franzosen gerade ihre Fahrzeuge verlassen wollen, sind schon die Reiter da und nehmen sie in Empfang.

Mit der Inbesitznahme der beiden Brücken bei Port Boulet und Chinon hat die Kavalleriedivision einen ganz großen Erfolg erzielt. Sie hat der Armee zwei unversehrte Flußübergänge für ihr weiteres Vorstoßen nach Süden in die Hand gebracht, hat so der nachfolgenden Infanterie einen Weitermarsch ohne Verzögerung ermöglicht.

Am 21. Juni tritt die Division, nachdem sie sich auf dem Südufer der Loire versammelt hat, erneut zur Verfolgung an, vorerst ohne Widerstand zu finden. Auch das Städtchen Thouars, das sich mit seinen burgartigen, aus rohem Bruchstein gefügten, flachdachigen Häusern wie eine italienische Apenninenstadt terrassenförmig an einem beherrschenden Höhenrücken aufbaut, wird noch kampflos durchschritten. Dann freilich knallt es wieder aus Dörfern und Waldstücken. Zunächst schlägt sich der Gegner nicht schlecht. Gefangenenaussagen ergeben, daß es sich um Überreste der einstigen französischen Flanderndivisionen handelt. Heerestrümmer, die auf dem Umweg über England erst vor wenigen Tagen wieder nach Frankreich gelangten, dort Hals über Kopf zu neuen Bataillonen zusammengestellt, flüchtig mit Waffen ausgerüstet und ebenso überstürzt wieder an die Front geworfen wurden. Für einige Stunden schlägt sich dieser Gegner mutig. Für einige Stunden, aber nicht länger. Sobald die Artillerie der deutschen Kavalleriedivision aufmarschiert ist, sobald sie mit konzentrischem Feuer die feindlichen Widerstandsnester bearbeitet, kommt auch das letzte wieder verzweifelt mobil gemachte soldatische Strandgut der großen flandrischen Vernichtungsschlacht erneut ins Laufen.

Vorgestern, am 22. Juni, kämpfte der Gegner immerhin noch stellenweise. Gestern abend, als wir die deutsche Kavalleriedivision verließen, hatte sie kaum noch Berührung mit den nun schon südlich Parthenay zurückflutenden Franzosen. Es fiel kein Schuß mehr. Der Siegeszug unserer Reiter über Seine und Loire, jener Zug, dem der alte kavalleristische Impetus „Verfolgung! Verfolgung!“ sein Gepräge gab, erreichte damit sein Ende.

# Auf schlichten Straßen

Wenn wir nach Hause kommen, dann wird man uns fragen: Wart ihr in Paris? Wir werden es verneinen müssen, wir waren nicht in Paris. — Und wart ihr oben am Meer, als sich der große Kessel in Flandern schloß? Auch da waren wir nicht. Wir haben weder Calais noch Le Havre, weder Verdun noch Compiègne genommen, wir waren nicht dabei, als der „Tote Mann" erstürmt wurde, und haben den Argonnerwald nicht gesehen. Wir sind an den großen Namen vorbeimarschiert und haben wie die in der Heimat nur am Rundfunk an diesen Geschehnissen teilgenommen.

Und doch haben wir gekämpft, manchmal verdammt hart und zähe. Unsere Marschstraße hat uns einen schlichten Weg entlanggeführt, einen Weg, der vorbei an den großen Namen des Weltkrieges führte, doch wir haben dafür neue Namen groß gemacht.

Ich muß schon zugeben, daß wir manchmal ein wenig neidisch auf unsere Kameraden waren. Zum Beispiel, als wir an der Aisne stehenblieben, während die anderen weiter nach Norden marschierten und in Flandern den Feind in die Zange nahmen. Wir lagen still an der Aisne und sicherten die Flanke, während die anderen große Taten vollbrachten. Gewiß war unsere Aufgabe ehrenvoll, und man hatte gerade uns hierher an die Aisne gestellt, weil hier zunächst nur ein sehr dünner Gürtel standzuhalten hatte und man uns zutraute, daß wir trotz geringer Zahl die Flanke hier decken würden. Während die großen Ereignisse in Flandern abrollten, geschah an unserer Südfront aber nicht viel. Wir taten nur unsere Pflicht, während die Taten der anderen die Welt erfüllten.

Dann traten wir wieder an. Am Westflügel unserer Südfront nahmen sie Le Havre, und das Zentrum nahm dann Paris. Unser rechter Nachbar marschierte durch den Wald von Compiègne, und unser linker Nachbar stürmte den „Toten Mann". Wir marschierten dazwischen die schlichte Straße. Wir kämpften jedoch an der Aisne auf Biegen oder Brechen, wir kämpften verbissen und blutig, wie wir vorher nicht einmal um den Maasübergang so schwer hatten kämpfen müssen.

Und jetzt geht es um den dritten großen Abschnitt des Kampfes im Westen. Jetzt sind unsere Kameraden gegen die Maginotlinie angetreten. Wir aber haben wieder den bescheidenen Platz im Rücken des Befestigungsgürtels, wir sind ein

Teil der Zange, die beim Aufrollen des französischen Befestigungsgürtels zupackt, aber wir sind an Verdun bereits vorbeimarschiert.

Obwohl wir aber nicht unter denen sind, die in Paris mit einmarschierten, hat unser Kommandierender General das Ritterkreuz bekommen, und schon das mag zeigen, daß unsere militärischen Aufgaben groß waren, und daß wir sie zu lösen wußten. Vieles in einem Krieg ist schlichte Arbeit, und von der großen Geschichte, die der Führer mit seinen Armeen macht, haben die einzelnen unter uns nur einen kleinen, schmalen Abschnitt vor sich, den Abschnitt, in dem wir kämpfen.

Es gibt oft Tage, ja ganze Wochen, in denen der Landser gar nicht einmal weiß, wie es um die „große Lage" steht. Er sieht nur die Straße vor sich, das Land rechts und links, er marschiert, kämpft und marschiert, schläft todmüde, solange er Zeit dazu hat, und marschiert weiter. Oft dringt bei dem Tempo unseres Vormarsches keine Nachricht mehr bis ganz nach vorn.

Der einzelne Soldat hat vor sich die Straße, die Division hat ihren Abschnitt, das Korps hat seinen etwas breiteren Streifen. Jeder aber marschiert den Weg, der ihm befohlen wird, mag er schwer sein oder leicht, schlicht oder ruhmvoll. Wohin der Weg morgen weiterführt, das weiß der Landser nicht, das weiß manchmal sogar nicht einmal sein Divisionsgeneral, das bringt am Abend der Befehl für den nächsten Tag. Wohin der Weg führt, das bestimmt der Führer, er allein.

Die Befehle des Führers aber werden ausgeführt, koste es, was es wolle, und wenn wir auch nicht wissen, wohin wir marschieren, so wissen wir doch, weiß es ein jeder, daß die Marschrichtung die richtige ist. Wenn unser Weg schwer ist, dann wissen wir, daß es sein muß. Wenn wir hart kämpfen müssen, dann wissen wir, daß es sein muß, und wissen, daß es wichtig ist, auch wenn wir nicht auf Paris marschieren.

Jeder erfüllt auf seinem Platz, auf seinem Marschweg und mit seiner Waffe, so gut er irgend kann, seine Pflicht, und wenn er vor sich auch nur seinen kleinen Abschnitt hat, so trägt er im Herzen doch das große Gefühl. Und auch der, der nicht in Paris mit einmarschierte, half mit, Geschichte zu machen.

# Die Bezwingung der Maginotlinie

## I.

Die Unbezwingbarkeit ihrer Maginotlinie war der unerschütterliche Glaubenssatz aller Franzosen. Hinter dieser Mauer aus Beton und Stahl fühlten sie sich sicher und glaubten daraufhin, es sich leisten zu können, Deutschland den Krieg zu erklären. Daß die Maginotlinie einmal zu einer Mausefalle für hunderttausende französischer Soldaten werden würde, das hat sich Frankreich niemals träumen lassen?

Wie war dieses Durchbruchswunder möglich? Mit unseren vorgehenden Truppen fahren wir in die geschlagene Bresche. Die Wege sind in guter Ordnung, man sieht aber überall die Spuren erbitterter Kämpfe: Tanksperren sind gesprengt, zerstörte Brücken durch Pioniere aufgebaut, überall am Rande liegen umgeschlagene Bäume, die als Hindernisse verwandt wurden, und rechts und links sieht man zerschossene Bunker. Aber alles bisher Gesehene war nur das Vorfeld der eigentlichen Maginotlinie, und erst jetzt kommen wir an die eigentliche Befestigung.

Das Verteidigungssystem ist raffiniert angelegt, und es erscheint tatsächlich als ein Wunder, daß diese Befestigungslinie in Stunden zerschlagen und überrannt wurde. Das ganze Gelände ist versumpft und mit moorigen Seen durchsetzt, oben auf den Höhen sieht man allein von diesem Punkt auf über 20 gewaltige Betonbunker, die mit MGs und Kanonen gespickt sind. Jetzt sind diese Bunker allerdings nur noch Trümmerhaufen.

An einer Waldecke treffen wir einen Hauptmann, der aus einem Fesselballon den Durchbruch genau verfolgen konnte und uns den Kampf schildert: Der Angriff begann in den frühen Morgenstunden und wurde durch Artilleriefeuer und zahlreiche Stukaangriffe eingeleitet. Unaufhörlich detonierten die genau gezielten Granaten und gewaltigen Bomben, und ein Bunker nach dem anderen stürzte zusammen. Nach dem Stukaangriff gingen die Pioniere und die Infanterie vor, um mit der blanken Waffe den letzten Widerstand zu brechen. Die Maginotlinie ist hier in großer Breite und in ihrer ganzen Tiefe durchstoßen, und jetzt ergießt sich der Strom unserer Truppen unaufhaltsam hinter das französische Verteidigungssystem.

Die anschauliche Schilderung hat uns mit dem Gelände vertraut gemacht, und wir dringen über Notbrücken und Stege tiefer in die durchschlagene Maginotlinie hinein. In der Ferne dröhnt das Artilleriefeuer, und man sieht überall, daß hier noch vor wenigen Stunden heftig gekämpft wurde. Rundherum liegen Gefallene, und mancher trägt eine verstaubte deutsche Uniform, denn der Durchbruch der Maginotlinie war kein Spaziergang. In einem Graben sehen wir vier gefallene Pioniere, ihr zerschossenes Schlauchboot liegt neben ihnen, und ihre Hände umkrallen Handgranaten, mit denen sie ohne Zaudern gegen eine der stärksten Befestigungsanlagen der Welt vorgegangen sind.

Ihr Einsatz hat diesen historischen Durchbruch erzwungen. Neben einem zertrümmerten Bunker liegt ein halbverbrannter deutscher Stuka. Wir erfahren, daß es das Flugzeug des Gruppenkommandeurs ist, das beim Angriff abstürzte. Der Funker, ein Feldwebel, wird von deutschen Infanteristen in einem Soldatengrab beigesetzt, während vier Flieger, die mit einem Auto angekommen sind, auf dem weiten Feld unter den herumliegenden Toten ihren Kommandeur suchen, der nicht neben dem Flugzeug lag. Der Tod ihres Kommandeurs geht den jungen Fliegern sehr nahe, sie können sich mit diesem Gedanken nicht vertraut machen und hoffen auf ein Wunder.

Dann klettern wir in die furchtbar zugerichteten Bunker. Tote Franzosen liegen neben den Schießscharten, und überall herrscht eine furchtbare Verwüstung. Verschiedene Bunker sind von oben durch Stukabomben durchschlagen und vernichtet worden. Neben einem Bunker liegen zwei tote Soldaten in polnischer Uniform, die sich wahrscheinlich aus der Weichselschlacht gerettet haben, um nun hier ein furchtbares Ende zu finden.

In einer anderen Stellung finden wir lange Turbantücher. Hier müssen Eingeborenentruppen gelegen haben, die aus Afrika geholt wurden, um die Niederlage Frankreichs zu verhindern. Jetzt sind sie gefangen.

Stunde um Stunde wandern wir durch dieses Ruinenfeld, das ehemals als eine unüberwindliche Verteidigungsanlage galt. Dem deutschen Angriff war sie nicht gewachsen.

## II.

Ein nebelfeuchter Morgen dämmert über den lothringischen Wäldern herauf. Die Sonne müht sich, den Nebel niederzuschlagen. Es ist 7 Uhr morgens. Eine Wagenkolonne fährt durch ein Dorf, um einige gesprengte Brücken herum, querfeldein auf ein Waldstück zu und verschwindet darin. Dieser Wald verbirgt eines der schwersten Festungswerke der französischen Maginotlinie. Äußerlich ist nichts

anderes zu erkennen als eine Reihe harmloser Schießstände und einige Betonbuden. Findet man aber die Pfade zwischen Drahtverhau und Buschwerk, so steht man plötzlich vor schweren Betonklötzen, mächtigen Panzerwerken, die hier zu einer der größten Werkgruppen der ganzen Maginotlinie vereinigt sind.

Die Wagenkolonne biegt auf den Schießplatz ein. Eine Gruppe französischer Offiziere erwartet das deutsche Übergabekommando. Eine kurze Besprechung. Ein Schriftstück wird in deutscher und in französischer Sprache ausgefertigt: „Der Bataillonskommandeur Oberstleutnant V. erklärt auf Ehre, daß sämtliche Waffen im Werk B. in den Räumen geblieben sind."

Unter Führung der französischen Offiziere geht es in das Panzerwerk hinein. Zunächst durch eine dicke Stahltür, dann über eine verschiebbare Bodenplatte und wieder durch eine dicke Stahltür, ebenfalls mit MG=Schießscharten versehen. Nun eine Strecke an Sprengkammern vorbei, die dazu bestimmt waren, den Eingang völlig zuzusprengen, falls der Gegner doch einmal selbst durch die zweite Stahltür eingedrungen sein sollte.

Von ferne hört man das leise Surren der Motoren, die die ganze Anlage mit elektrischem Licht versorgen. Wir stehen vor einer Gruppe von Fahrstühlen, rechts langsame, schwere Lastenfahrstühle, daneben kleine Munitionsfahrstühle, und links ein geräumiger schneller Personenaufzug. 75 Meter geht es hinab in die Tiefe. Und hier unten tut sich ein Netz von kilometerlangen Gängen auf, durch elektrische Lampen erleuchtet. Eine elektrische Schnellbahn mit Mannschafts= und Gerätewagen steht zur Abfahrt bereit.

Nicht etwa niedergeschlagen oder bedrückt, sondern voller Stolz führen die französischen Offiziere das deutsche Übernahmekommando durch ihr Werk. Nicht ein Panzerwerk allein wird übergeben, sondern eine ganze Werkgruppe, in 75 Meter Tiefe verbunden durch kilometerlange Kanäle, durch die die elektrischen Bahnen sausen. Im 40=Kilometer=Tempo geht es von Panzerwerk zu Panzerwerk. Immer wieder heißt es umsteigen vom Zug in den Fahrstuhl, der uns in die Panzerkuppeln bringt. Drei oder vier von diesen aus mächtigen Betonklötzen herausragenden Stahlkuppeln gehören jeweils zu einem Werk. Die Hauptkuppel enthält die beiden Schnellfeuerkanonen, und zwar nicht nur vom Kaliber 7,5 Zentimeter, sondern auch Kaliber 10,5 Zentimeter, ja sogar 13,5 Zentimeter. Neben der Hauptkuppel liegen die Kuppeln mit den Zwillingsmaschinengewehren und die Beobachtungskuppeln, aus denen kleine Sehrohre emporragen, für den Fall der Notwendigkeit, die Sehschlitze, die wiederum Scherenfernrohre enthalten, zu schließen.

„Und nun führen Sie uns bitte die indirekte Geschützeinstellung vor." Die deutschen Übernahmeoffiziere sind zum Erstaunen der Franzosen selbst über technische Einzelheiten außerordentlich gut unterrichtet. Das Geschütz in der Panzerkuppel wird von dem zehn Meter tiefer als das Rohr sitzenden Kanonier indirekt

gerichtet. Er erhält vom Beobachter lediglich die Richtwerte angegeben und stellt danach von unten her das Geschütz ein, ohne den Gegner, den das Geschütz in direktem Schuß „anspricht", zu sehen. Und von der Zielgenauigkeit dieser Anlage haben unsere Soldaten manche Kostprobe erhalten. Im Hauptwerk sind ständig 400 Mann, in den Nebenwerken, die nicht alle unterirdisch mit dem Hauptwerk verbunden sind, weitere 250 Mann. Das Hauptwerk verfügt über Schnellfeuerkanonen verschiedener Kaliber, schwere Doppelmaschinengewehre und an den Scharten leichte Maschinengewehre. In den geräumigen, durch kilometerlange Tunnel von den Panzerwerken getrennten Munitionshauptlagern liegen noch große Mengen MG- und Artilleriemunition.

Außer den acht untereinander verbundenen Kampfblocks umfaßt das Werk noch, ebenfalls in 75 Meter Tiefe, große Kasernenanlagen, ein elektrisches Kraftwerk für die Fahrstühle, die Lichtanlage, die Ventilation und die Bahnen. Werkstätten ermöglichen das Beseitigen von Schäden. Für jedes MG und Geschütz in den Panzerkuppeln lagert unten ein Ersatzrohr, das schnellstens eingeschoben werden kann. Verschiedene Scharten sind so eingerichtet, daß das MG rasch beiseite geschoben und ein Schnellfeuergeschütz in die Scharte eingefahren werden kann.

Die Luft ist trotz der Lüftungsanlagen feucht und stickig. Der Boden in fast allen Räumen ist glitschig, vor allem in den Mannschaftsräumen und Kasernen. Strohsäcke, Decken, alles ist feucht und kalt. Seit zehn Monaten sitzen die Mannschaften hier in dieser Werkgruppe, in dieser Festung. Es gibt keine Ablösung. Der Kreis der Mannschaften, die diese Anlagen beherrschen, sollte möglichst klein gehalten werden. Wie erlöst sind sie alle, daß es nun endlich hinausgeht in die frische Luft.

Fachmännisch besehen sich unsere Pionieroffiziere das Werk. Sie überlegen, wie sie die Anlage gestürmt hätten. Sie außer Gefecht zu setzen wäre durchaus nicht unmöglich gewesen. Den Beweis hat unsere Wehrmacht ja an verschiedenen Stellen der Maginotlinie erbracht. Aber das Eindringen? Ja, das wäre noch eine harte Nuß gewesen, aber auch sie wäre geknackt worden.

# Wie Orléans genommen wurde

Die Division lag im Raum um Melun. Vorstoß an die Loire heißt ihr nächstes Ziel. Die Vorausabteilung ist angetreten. Noch ist das vorläufige Ziel Pithiviers nicht erreicht, als Ströme von Flüchtlingen den vorbrechenden Kampffahrzeugen entgegenkommen. Nun müssen Kradschützen und Offiziere aller vorderen Teile in der Verkehrsregelung eingesetzt werden; denn die Straße muß frei werden, die Straße, die an die Loire führt. Die Massen von verängstigten Franzosen, größtenteils aus Paris, werden zur Seite gewiesen, und immer geht es dabei vorwärts.

Vor Pithiviers erhält die Vorausabteilung aus einem Waldstück Feuer. Es gilt den deutschen Soldaten, trifft aber die Flüchtlinge. Franzosen schießen auf Franzosen. Ihre nach kurzer Zeit erfolgte Gefangennahme zeigt, daß es Algerier sind. In Pithiviers kommt der deutschen Spitze eine französische Kompanie in Marschordnung, mit ihrem Kapitän an der Spitze, entgegen. Die deutschen Maschinengewehre sind schneller. Die Kompanie wird geschlossen gefangengenommen. Es gibt ein kurzes Halt.

Der Divisionskommandeur hat sich den Entschluß vorbehalten, was nach Erreichung des vorläufigen Zieles geschehen soll. Der General ist nun bei seiner Vorausabteilung und übersieht die Lage. Es zeigt sich, daß die französische Armee einer immer wachsenden Desorganisation zutreibt. Die Gefangenenzahlen sind in dauerndem Anschwellen. Weiße und farbige Franzosen kommen von links und rechts der Straße. Sie kommen aus Gehöften und Waldstücken, sie sind ohne Führung und ohne genaue Lagekenntnis. Sie fühlen nur, daß ihr Kämpfen sinnlos ist.

Angesichts dieser Verhältnisse entschließt sich der General, mit der Vorausabteilung nach Orléans vorzustoßen und zu versuchen, die Brücken über die Loire im Handstreich zu nehmen.

Schon hat die Anzahl der Gefangenen die Zahl 2000 überschritten, und immer noch nimmt der Strom zu. Immer noch ist die Straße vollgestopft mit Fahrzeugen der Flüchtlinge aus Paris. Unsere Männer haben nur den einen Gedanken: Orléans zu erreichen und die Brücken vor der Sprengung zu sichern.

Ein kampfkräftiger Spähtrupp unter Führung eines Leutnants wird mit einem Flugzeugabwehrgeschütz, drei Panzerabwehrkanonen und einem MG nach vorn

geschickt. Die Überraschung der Franzosen am Eingang von Orléans, als plötzlich durch ihre Reihen deutsche Soldaten brausen, ist groß. Aber noch sind Offiziere unter ihnen, die zum Kampf treiben. Hinter dem Spähtrupp entsteht eine wilde Schießerei, die erst von der nachfolgenden Vorausabteilung durch rücksichtsloses Niederkämpfen unterbunden wird.

Während so die Truppe auf zwei Straßen vorwärtsstürmt und die eine Brücke restlos zerstört vorfindet, kommt dem anderen Teil auf der Brücke ein Soldat mit einer gelben Fahne entgegen. Zunächst erweckt es den Eindruck, als handele es sich um einen Parlamentär. Aber der Schein trügt; es ist ein junger Leutnant, der mit seinen drei Schützen das Südufer der Loire erreicht hat und schon einen kleinen Brückenkopf bildete. Völlig unversehrt kommt die Eisenbahnbrücke in deutschen Besitz. In letzter Minute gelang es dem Offizier, die schon brennende Zündschnur durchzuschneiden. 750 Kilogramm französische Sprengmunition bauten die Pioniere aus.

Das ist aber nur ein Teil der Aufgaben der Vorausabteilung, wenn auch der wichtigste. Am Abend wird ein Funkspruch aufgenommen, daß Teile der französischen Armee, weit über Divisionsstärke, aus allen Richtungen auf Orléans vorstoßen. Die Infanterieregimenter unserer Division aber konnten nicht rechtzeitig herankommen. Etwa 60 Kilometer sind die vordersten Teile der Division noch von Orléans entfernt, wo sich die Vorausabteilung zur Verteidigung einrichtet.

Vor sich aus versucht die Abteilung, eine Verbindung nach rückwärts zur Division herzustellen. Der Versuch mißlingt. Eine französische Division hat sich zwischen Vorausabteilung und Division geschoben. Unterdessen sind unsere Truppen nicht müßig gewesen. Die Straße wird durch motorisierte Artillerieverbände gesichert, und die Männer der B-Abteilung greifen in den Infanteriekampf ein, um die Kameraden, die an der Loire stehen und während der Nacht Orléans gegen einen überlegenen Feind verteidigt haben, in ihrer Mitte Tausende von Gefangenen bewachend, herauszuhauen. Am späten Vormittag gelingt es der Aufklärungsabteilung durchzustoßen.

Der Feind hat vergebens mehrere Male versucht, die feste Brücke von der Masse der Division bis zur Vorausabteilung anzugreifen. Das Band, das deutsche Soldaten bilden, hat sich als stärker erwiesen. Die Division hat ihre Vorausabteilung herausgeholt.

# Hinter der Loire

Ich wußte noch nicht, daß sie ihn den Solo-Meier nannten, als ich mitten im zügigen Vormarsch hinter ihm auf das Rad kletterte. Ich sah nur seine verschmierte, fleckige Tarnjacke und das Band des Eisernen Kreuzes, das schon von Staub, Öl und anderen Spuren des Krieges eingefärbt war. Auch sein Gesicht war rot und schwarz wie jedes andere in der Kompanie in diesem glühenden Sommer. Aber nach wenigen Kilometern merkte ich schon, daß ich den richtigen Sturmmann erwischt hatte. Er hatte eine Art, plötzlich von der Kradschützenkompanie nach vorne, nach links oder rechts zu flitzen, als ob jede noch so gerade und breite Straße zu eng sei für seine Neugierde, seinen Eifer, seine Jagdleidenschaft.

Ein leichter Panzer, der mit im Spitzenzuge eines ᛋᛋ-Regiments durch die Wälder und Weiden an der Loire brummte, war an einer Gabelung soeben nach links gefahren. Wir erhielten den Befehl, ihn zurückzurufen. Meier schoß wie ein Wilder mit mir um die Ecken, über die geschwungenen Feldwege, hinein in die Höfe der erschrockenen Bauern, und wieder zurück durch die Wagen und B-Kräder der Kompanie zur Spitze. Er war Einzelfahrer, Solofahrer von Natur.

Der Tag versprach gut zu werden. Wir waren am Abend zuvor über die Loire gegangen, deren Straßenbrücken in Moulins in die Luft gegangen waren, und deren Eisenbahnbrücke nur durch den Zufall gerettet worden war, daß ein angezündetes Teerfaß genau zwischen zwei Brückenbohlen in den Fluß hinunter leerlief. Ein Oberleutnant und ein Schütze vom Nachbarregiment waren auf der Fahrbrücke gefallen, der Feind hatte von der anderen Seite das Feuer eröffnet. Südlich von Moulins ging das Regiment über den Fluß. Als wir mit der Spitze der Kradschützenkompanie über eine unversehrte Brücke gingen, sahen wir, daß eine Bohle ausgehoben war. Hier erschienen wir rechtzeitig.

Auf wenig befahrenen Straßen kamen wir an die Stadt Souvigny heran. Die Spitze erhielt Feuer. Schneller als in die schönsten Federbetten fanden wir in die Heckengräben — die Kugeln pfiffen rechts und links zu uns herüber. Der schwere Panzeraufklärer schoß im letzten Büchsenlicht auf eine plötzlich auftauchende Straßensperre aus schweren Grabsteinen, wir arbeiteten uns zwischen den Dornhecken vor, durchsuchten einen Friedhof, kletterten über eine Mauer, zwei Mann warfen einige Handgranaten vor und hinter die Sperre. „Zackig geworfen!" rief der Zugführer. Wir stolperten und fluchten über die Drähte im Weinberg und über

die Brennesseln, von denen Gesicht und Hände schwollen, wir sanken schließlich todmüde auf Bündel harten Bohnenstrohs, tippelten wieder zurück zu den Fahrzeugen und Krädern, entdeckten ein Schloß, dessen Säle sich in ein Büro verwandelt hatten, da eine Autobusgesellschaft aus Paris sich hier mit ihren ganzen Akten und einer Duftwolke von Stenotypistinnen eingenistet hatte, machten zwei Stunden zwischen Tischen die Augen zu und brachen wieder auf.

Souvigny war bei Morgengrauen von der Spitze des dritten Bataillons durchschritten. Hier war es, wo ich auf Solo-Meier stieß.

Es ist ein herrliches Gefühl, mit der Spitze der Regimentsaufklärung zu fahren. Die Kradschützen und die Panzer haben die Aufgabe der Kavallerie übernommen. Aber die Geschwindigkeit ist eine ganz andere geworden. Es geht mit 50, mit 60 Kilometern über gute Straßen, an jeder Biegung, vor jeder Anhöhe verhaltend, das Gewehr im Anschlag, die Gläser vor den Augen.

Nach einer halben Stunde brannten die Augen wie Feuer. Ich bat Solo-Meier um seine Schutzbrille, er brauchte sie nicht.

Man schien uns bemerkt zu haben. Alle paar Kilometer stießen wir auf Gruppen versprengter Poilus. Sie rissen im Sitzen die Arme hoch. „Die Waffen her! Die Karten her! Sitzen bleiben!" Weiter ... Jetzt suchten sie nach links und rechts zu entwischen. Viele hatten sich Räder beschafft, sie traten in die Pedale wie zur Tour de France. Hinterher im Karacho! Zwei, drei, acht, zehn, elf Mann überholt. Solo-Meier wirft die Maschine herum, die ganze Gesellschaft rennt uns in die Arme.

Wieder sind wir bei der Spitze. Jetzt verschwinden auch die Köpfe der Bauern rasch hinter den Hausecken.

Endlich haben wir die Landstraße erreicht, die von Montmarault nach St. Pourçain hinabführt, eine Straße erster Ordnung. St. Pourçain, heißt das nicht der heilige Schweinehirt? Wenn das nur keine Schweinerei wird! Wir biegen ein. Solo-Meier gibt Gas und ist mal links, mal rechts von den ersten drei Krädern. Er hat nur die Pistole 08 umgeschnallt, ich mein Gewehr, in der Gruppe ist ein leichtes MG, der Obersturmführer hat die Mauser mit Anschlagkolben auf dem Knie. Dahinter setzt sich langsam der schwere Panzeraufklärer in Bewegung, mit seinem MG und seiner 2-Zentimeter-Kanone.

Da ist der Ortsrand. Die Straße führt gerade in die Stadt hinein. Haaaalt! Die Gläser hoch. Es ist Leben auf der Straße. Zivilisten oder Militär? Beides! Eine Sperre ist über die Straße gelegt. Kleine Feldbahnwagen mit kurzen Baumstämmen beladen, in der Mitte eine große Karre. Die Leute machen sich daran zu schaffen. Zwei Mann rollen den Wagen ein Stück nach rechts. Einer sagt: „Ha, sie machen uns schon den Weg frei." Ich beobachte einen Mann, der einen Teppich langsam über die Straße trägt. Das scheinen friedliche Leute zu sein. Dann nichts wie ran! Wir jagen die Straße hinunter, da spritzten auch unten die Franzmänner

nach allen Seiten auseinander. „Unterstände!" schreit einer. Solo-Meier gibt Gas, setzt sich vor die Kräder und braust auf die Sperre zu. Vierzig Meter davor bremst er scharf. Ich springe ab, gehe noch ein paar Schritte vor und brülle, so laut ich kann: „A bas les armes! Vous êtes prisonniers!" Ich rufe zweimal, ich rufe dreimal...

Pui . . . Piu . . . Die Kerle schießen. Zwei Maschinengewehre. Solo-Meier gibt der Maschine einen Stoß, sie rollt halb schräg vor uns in den Graben. Hinten brüllen drei Mann durcheinander. Der MG-Schütze ist mit dem Gewehr in den Graben gerutscht, da rollt ihm das B-Rad nach, rollt ihm auf das Gewehr und den linken Arm. „Mensch, zieh das Rad zurück, zieh das Rad zurück!" Gut reden, die MG-Garben fegen nur so über uns weg. Ich robbe einige Meter rückwärts, ihm aus der Klemme zu helfen. Seine Hand blutet, ich stemme mich halb im Knien, halb im Liegen gegen das Rad. Endlich wird er frei, aber das MG-Visier und die Trommel sind verbogen. Da haben wir die Schweinerei. Jetzt sind wir ohne MG!

Piu — piu — Köpfe runter . . . Rufe: „MG nach vorn!" Wir paar Schützen feuern gegen die Sperre. Zwei Mann entdecken eine Lücke in der Grabenhecke, dahinter liegt ein Obstgarten. Auch ich springe rückwärts zu dieser Lücke und gehe im Garten in Stellung.

Aufpassen nach rechts. Da sind Gebüsche. Inzwischen ist der Panzer nähergekommen. Er rummst einige Lagen gegen die Sperre. Ein Unterscharführer mit drei Schützen kriecht weiter im Graben vor. Der Gegner feuert in kurzen Abständen.

„Aufpassen nach rechts!" ruft einer, „da kommen Kerle durch!" Wir richten uns halb auf. Ja, da sind sie deutlich auszumachen. Das sind die Männer aus den Unterständen. Wir feuern kniend und stehend in die Büsche, daß die Blätter fetzen und fliegen.

Jetzt geht der Panzer vor, fährt an die Sperre heran, fährt schräg hinein. Rums! Eine schwarze Wolke, das war eine verdrahtete Handgranate. Er setzt zurück. Rums! Eine zweite Handgranate. Sie haben nichts bewirkt. Der Panzer rollt zu uns zurück.

Da hören wir aus der Stadt eine andere, weithin tönende Detonation. Sie haben die Brücke im Ort in die Luft gehen lassen. Diese Sperre hier war nur dazu da, uns aufzuhalten. Unser Stoßtrupp wirft noch vier Handgranaten gegen die Unterstände, dann machen wir uns an die Sperre heran. Sie ist leer.

Alles folgt. Wir gehen sichernd bis zum Boulevard vor. Es ist eine breite Ahornallee. In der Mitte steht ein leerer Musiktempel. Hier sammeln sich schnell einige Trupps. Es wird palavert. Der Kompanietrupp trifft ein. Unsere Spitze ist die ganze Allee hinunter und gerade an der Biegung vor der Brücke eingetroffen. Gegenüber liegt die grüne undurchdringliche Wand eines Gebüsches. Da ist mit einem Male der Teufel los.

Aus dem Gebüsch kommt rasendes Feuer. Es sind lauter Querschläger. Die Maschinengewehre müssen hinter dem Gebüsch liegen. Sie feuern durch die Zweige. Es klatscht auf die Asphaltdecke des Boulevards. Wir machen uns so schmal wir können hinter den dicken Ahornbäumen. Ein paar Männer der Spitze springen im Feuer über die Straße zu den Hauseingängen. Ein Ruf setzt sich fort: „Obersturmführer X. verwundet!" Der Kompanieführer ruft zurück: „Was für eine Verwundung?" Die Antwort geht im Geknatter unter. Endlich verstehen wir: „Beckenschuß." Zugleich wird ein zweiter Verwundeter gemeldet: „Kopfschuß, Armschuß." Dann ein dritter Verwundeter.

An der Ecke des Marktplatzes liegt das Café Cours. Wir rücken die Tische zusammen, holen Wasser aus der Küche. Der Bataillonsarzt trifft ein und zieht den Rock aus.

Verwundetenträger in Panzerdeckung vor! Die Männer gehen mit der Bahre hinter dem hohen Stahlkasten vor. Sie erhalten tolles Feuer. Der Panzer gibt Antwort aus Rohr und Lauf. Plötzlich verstummt er. Die Verwundetenträger brüllen zum Turm hinauf: „Feuern!" Es geschieht nichts, aus dem Gebüsch kommt es um so toller. Einer der Verwundetenträger hämmert wütend auf die Panzerwand: „Schießt doch! Schießt!" Endlich ist wieder Ordnung, der Panzer arbeitet. Die Verwundeten werden auf die Bahre gelegt. Dreimal wiederholt sich der Vorgang. Als sie den letzten Verwundeten auf den Tisch gelegt haben, ziehen die Träger ihre Röcke aus, sie sind ganz in Schweiß gebadet.

Inzwischen hat das dritte Bataillon von rechts den Angriff unserer Panzer zu unterstützen begonnen. Eine Kompanie des Regiments ist schnell weit voraus an die Straße geworfen worden, auf der die Poilus zurückstreben müssen, wenn wir sie an der Brücke genug ausgeräuchert haben.

Das gelingt uns. Und der schönste Augenblick des Abends ist der, da die Poilus in ihren Wagen und Omnibussen ahnungslos, die Zigarette im Munde, die Straße nach Süden herankommen und plötzlich die Männer in den Tarnjacken vor sich sehen, die logischerweise doch noch in St. Pourçain sich sammeln müßten. Mais c'est le „Blitzkrieg", messieurs!

## Von Châlons nach Lyon

Es war wieder ein schwerer Tag. Die zertrümmerten Reste der zersprengten französischen Regimenter leisten noch Widerstand. In dem kleinen Ort St. Leger, noch vor Châlons, kam die Meldung, Frankreich habe um Waffenstillstandsbedingungen gebeten. So wie wir auf dem ständigen Vormarsch Nachrichten hören: ein kurzer Zuruf, ein paar Fragmente des Wehrmachtberichts. Beim schnellen Vormarsch und während der Gefechte ist man froh, wenn man als Soldat überhaupt etwas davon erfährt, was um uns herum in der Welt vorgeht. Wir wissen nun, Frankreich hat noch nicht kapituliert. Die Gefangenen, noch immer ganze Trupps und ganze Kompanien, sagen aus, daß sie Befehl haben, Widerstand zu leisten.

Es ist kein organisierter Widerstand. Die meisten Städte und Dörfer — wir haben es in den anderen Berichten bereits geschildert — ergeben sich ohne Gegenwehr. Die Franzosen kommen oft schon ohne Waffen. In Le Creuzot, dem Schwerpunkt der französischen Rüstungsindustrie, war es so: handstreichartig fiel die Stadt; als der Oberstleutnant und Kommandeur der schweren Waffen des Infanterieregiments an die Stadt, die in einem Tal liegt, heranfährt, um eine sichernde Beobachtungsstelle auszumachen, kommen ihm mehrere französische Soldaten entgegen. Der Aufforderung, sich zu ergeben, leisten sie sofort Folge. Fast erleichtert liefern sie ihre Waffen ab. Mit seinem Adjutanten, einem Oberleutnant, einem Feldwebel, einem Melder und zwei Fahrern fährt der Kommandeur sofort bis zu dem Hauptgebäude der Rüstungswerkstätten. Zwölf Direktoren stehen bleich und aufgeregt vor dem deutschen Offizier. Sie übergeben sofort die Anlage. Hier ist nur der Kopf der Rüstungsindustrie. Die Werke sind über ganz Frankreich verstreut. In Le Creuzot wurden zuletzt nur Panzerplatten und Turbinen hergestellt. Vor 40 Jahren stand der Vater des Oberstleutnants im selben Zimmer — als Vertreter der Firma Krupp. Wir finden genügend Benzin. Unsere Motore haben übergenug Stoff. Die Stadt selbst ist frei von Soldaten. Kampflos kann das Infanterieregiment einziehen.

Die Straße von Châlons nach Lyon ist eine herrlich breite Autostraße, teilweise drei durch gelbe Quadrate, später sogar vier durch Stahlkreise gezeichnete Autowege. Das Tal der Saône ist eines der landschaftlich schönsten Perlen



Aufziehen der Wache auf den Champs Elysées

Nachtangriff auf ein brennendes Dorf





Radfahrerpatrouille durchfährt zerstörte Ortschaft




Deutscher Posten vor dem Grabe Napoleons I.

Frankreichs. Die Bourgogne, das reiche Weinland Burgund! Tief eingeschnitten. Links die Höhen des Jura und vor Lyon der Blick auf die Voralpen und die Alpen selber. Rechts das Zentralmassiv eines Höhenrückens, der vom sonnigen Himmel wie blaue Berge absticht. Überall rechts und links das Grün der Rebenfelder und der Wiesen, mit Tausenden von Büschen und Kusseln und Waldstücken übersät. Landschaftlich wie gesagt ein Genuß für die Augen, die sich an diesem schönen Junitag nicht sattrinken können. Es geht im vollen Tempo, was die Motoren der Transportwagen und der Zugmaschinen hergeben können. Das weinberühmte Mâcon wird durchfahren. Für die Nichtkenner steht am Straßenschild, daß es die Stadt der guten Weine sei. Wir stellen fest, daß es bis nach Lyon noch 67 Kilometer sind, und treten den Gashebel durch. Wenn es in dieser Schnelligkeit weitergeht, sind wir am Mittag in Lyon. In den Dörfern und in den Straßengräben sitzen Trupps französischer Soldaten. Immer öfter werden wir in den Dörfern gegrüßt.

Dem Spitzenbataillon voraus fährt der Bataillonskommandeur. Sollte Widerstand versucht werden, wollen wir Vernunft gegen Sinnlosigkeit setzen und die Franzosen von der Zwecklosigkeit ihrer Gegenwehr überzeugen.

In der kleinen Stadt Villefranche, die sich lang dahinstreckt, stehen die Bewohner fast Spalier. Alle Geschäfte sind geöffnet. Gern würden wir ein paar Früchte kaufen, aber solange kein Widerstand ist, muß gefahren werden. In Anse, wo die breite Saône einen Bogen an die Chaussee macht, die Anfänge von primitiven Straßensperren.

Das Tal verengt sich, die Höhen kommen dichter an die Straße. Links steigt der Höhenzug zu einer Kuppe an, die wie eine Festung daliegt. Auch rechts ein für die Verteidigung wie geschaffenes Gelände. Gerade fährt der Bataillonskommandeur durch eine Sperre, die als Schikane angelegt ist. Es ist an einer Wegegabelung, die rechts nach Lyon weist, um 12 Uhr. Vom linken Wege plötzlich MG-Feuer. Die Scheibe wird durchschlagen, Motor und Kotflügel werden getroffen. Der Kommandeur springt mit seiner Begleitung in den Graben rechts der Straße. Vor einem Chausseehaus neben der Sperre sitzen die folgenden Kradschützen ebenfalls ab, gehen in Deckung. Granateinschläge. Das kurze, helle Krachen der 7,5-Zentimeter-Granaten, die der Soldat wegen ihres eigenartigen Geräusches beim Aufschlagen „Ratsch-Bumm“ nennt.

Die beherrschenden Höhen zu beiden Seiten der Straße werden verteidigt. Vorsichtig kriechen der Kommandeur und seine Begleiter zurück. Nachher sieht man auf der Straßendecke Loch an Loch der Einschläge. Die Artillerie fährt auf. Tief sinken die Lafetten in den lockeren Boden der Getreidefelder ein.

Schwere Infanteriegeschütze, Granatwerfer gehen in Stellung. Züge und Gruppen arbeiten sich mit ihren MGs an die Höhen heran. Es knallt von überall. Beide Seiten sind dicht bedeckt mit Hecken und Büschen und Waldstücken. In jedem

kann ein Widerstandsnest sein, bestimmt einzelne Baumschützen. Es zwitschert über unsere Köpfe und schlägt zwischen die Büsche neben uns. Ein Geschütz meldet, daß es vor ihm von Schwarzen wimmele. Als Name trägt dieses Geschütz an der Stirnseite ausgerechnet „Jumbo" aufgemalt. Schnell werden neue Granaten geladen, dann geht „Jumbo" wieder vor. Mit Erbitterung gehen die Infanteristen gegen die Neger los. Das Regiment wird den Tag nicht vergessen, wo betrunkene Schwarze in der Dunkelheit den Troß und MG-Sicherungen überfielen: am nächsten Morgen wurden deutsche Soldaten mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Der Kommandeur befiehlt rücksichtslosen Angriff gegen die Neger.

Ein stundenlanges Kämpfen. Die Geschütze jagen Schuß auf Schuß aus den Rohren. Unermüdlich schleppen die Kanoniere Granaten und Kartuschen herbei. Tapfer kämpfen sich die Infanteriegruppen von Deckung zu Deckung, systematisch streut die Artillerie Senke und ansteigende Höhe ab. Wo nur ein feindliches Nest vermutet werden kann, schlägt ihr Feuer ein. In einem mit zwei Türmen gekrönten Schloß sehen wir große Löcher. Zum Teil wird im direkten Schuß geschossen. Feuerbälle stehen am Waldrand. Dichter Rauch steigt am ganzen Höhenrücken hoch. Verwundete kommen, Gefangene werden zurückgebracht.

Die feindliche Artillerie in der Nähe des Schlosses schweigt. Offensichtlich ist sie niedergekämpft. Jetzt sind die Sturmsoldaten am Schloß. Die ersten Gefangenen: ein Offizier mit einem großen Trupp Kanoniere. Beim Verhör sagt er aus, daß uns hier eine Batterie Flak gegenübergestanden hat, die vor zwei Tagen aus Lyon gekommen ist. Zwei Geschütze sind zerstört, von zwei anderen, die links von ihm gewesen seien, wisse er nichts. Später stellen wir fest, daß im ganzen zwölf Geschütze eingesetzt worden sind. Als der Abend naht, ist der Hauptwiderstand niedergekämpft. Nur von den Höhen hinter der Wegegabelung kommt immer noch vereinzeltes MG-Feuer und Gewehrschüsse.

Panzer müssen eingesetzt werden. Sie haben schon einen Weg von weit über 100 Kilometer zurückgelegt. Mit ihren Raupenketten können sie natürlich nicht an die Geschwindigkeit der gummibereiften Fahrzeuge heran. Sie liegen noch zurück; wenn sie heran sind, wird der letzte Widerstand gebrochen werden.

Das Spitzenbataillon geht inzwischen vor, die großen Kämme auf beiden Seiten entlang, um die letzten Nester auszuheben. Immer wieder hören wir das typische Schießen französischer MGs. Die Büsche und Häuser entlang den Höhenzügen müssen noch voller Franzosen sitzen. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wie eine Schießscheibe über die Höhe zu fahren. Die Gefangenentrupps werden größer. Ein paarmal müssen wir von den Fahrzeugen. Die Infanteristen holen aus den Häusern immer neue Trupps. Man sieht die Infanteristen vorsichtig von Deckung zu Deckung springen. Das helle Bellen der Maschinenpistolen; plötzlich ansteigendes Geschrei und Gerufe, immer das Zeichen dafür, daß jetzt Mann an Mann ist. Wenn

unsere Infanteristen dicht heran sind, kommen sie hervor, oft mit einer oder auch zwei weißen Fahnen. So geht es die Höhen hinauf und hinab.

Jetzt sind die Panzer heran, die leichten Maschinengewehre und die Kampfwagen, dahinter gleich die wuchtigen Kolosse größerer Panzer mit ihren 7,5-Zentimeter-Kanonen. Auf der letzten Höhe, von der man die große breit daliegende Stadt Lyon bereits sehen kann, mit ihrem kleinen Eiffelturm, mit wuchtig wirkenden großen Bauten. Noch einmal Widerstand, wieder MG-Nester. Zwei Paks werden erkannt. Die Artillerie streut im Schnellfeuer den ganzen Wald und die Heckenränder der Höhe rechts ab. Sturmgeschütz und Panzer schießen. Dann verlöscht das feindliche Feuer. Stille. Es ist Abend.

Das Spitzenbataillon jagt rechts der Saône in die Stadt, wie eine Wettfahrt zu zweien und dreien nebeneinander. Kurze Aufenthalte an den Sperren aus Pflastersteinen und Baumstämmen. Schnell fädeln sich die Fahrzeuge ein und durch. Dann geht es in einem Karacho bis zum Rathaus.

Das links eingesetzte Bataillon erreicht Lyon bereits Stunden vorher. Auch hier, zehn Kilometer vor Lyon, Feuer von vorn und von der Flanke. Eine vorgeschobene französische Sicherung wird überrannt und entwaffnet. Sturmgeschütze fahren widerstandbrechend voraus. In den ersten Vororten Feuerüberfälle links und rechts. Die Geschütze schießen zum Teil in direktem Schuß nach den Seiten. In einer Vorstadt meldet sich der Bürgermeister beim Bataillonskommandeur. Er drückt sein Bedauern darüber aus, daß Widerstand geleistet wird, es sei ihm unverständlich, denn am Tage vorher sei Lyon zur offenen Stadt erklärt worden. Er steigt zum Kommandeur in das Auto. Mit weißer Parlamentärflagge geht es weiter, die Kompanien hinterher.

In zwei Kolonnen fährt das Bataillon in Loyn ein. Vor der Präfektur vereinigen sie sich. Der Präfekt des Rhonedepartements, der Kardinal, Vertreter der Stadt stehen bereit. Die Stadt wird übergeben.

Sofort wird der Versuch unternommen, von Lyon aus zu dem auf den Höhen davor kämpfenden anderen Bataillon vorzustoßen. Ein Offizier fährt mit zwei gefangenen französischen Offizieren los. Sie erhalten von den französischen Soldaten starkes Feuer. Eine Kugel durchschlägt die Uniformtasche des deutschen Offiziers und bleibt wie durch ein Wunder im Notizbuch stecken, die beiden französischen Offiziere werden verwundet. Der Versuch ist wegen des starken französischen Widerstandes nicht durchführbar.

Unser diesseits der Saône kämpfendes Bataillon muß sich selbst den Weg bahnen.

Nun sind die siegreichen deutschen Truppen in Lyon. Die Tagesziele sind wieder erreicht. Am Morgen sahen wir die deutsche Fahne am Rathaus von Châlons. Nun waren wir soeben bei der feierlichen Flaggenhissung in Lyon. Wir hören hier, daß auch am alten deutschen Münster in Straßburg wieder die deutsche Flagge weht.

# Sturm auf den Donno

Zurückgeworfen vom Norden und Osten, eisern eingeschlossen von deutschen Regimentern, leisten in den schluchtenreichen und unübersichtlichen Wäldern der mittleren Vogesen am Großen Donon noch die Reste zweier französischer Divisionen einen letzten, teilweise erbitterten Widerstand. Nur wer die Vogesen aus eigenem Erlebnis kennt, wird die Leistung unserer Truppen richtig ermessen können, die in diesem heimtückischen Gelände, wo auf jeden Schritt von im Hochwalde verborgenen Schützennestern Feuerüberfälle zu erwarten sind, in unverhältnismäßig kurzer Zeit den Feind geschlagen haben.

Mit dem Spitzenbataillon eines Infanterieregiments marschieren wir durch die Hochwaldschlucht des St.-Quirin-Tales, das noch unter französischem Feuer liegt, vorwärts gegen die Dononhöhe. Die Mannschaft des Regiments, das schon an dem Durchbruch durch die Maginotlinie und dem stürmischen Vormarsch durch Nordlothringen einen hervorragenden Anteil hatte, besteht aus Saarländern, Pfälzern und Badensern. Ihnen ist die große Aufgabe zuteil geworden, auch die Quellen der Saar, die auf dem Donon liegen, zu befreien. Frische Soldatengräber am Eingang des St.-Quirin-Tales sind die Zeugen des Kampfes, der in der letzten Nacht bereits hier getobt hat. In einem Gelände, das dem Infanteriekampf alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bereitet, stießen im nächtlichen Kampf unsere Truppen vor und warfen den völlig überraschten Feind 15 Kilometer zurück. Trotzdem sind die Wälder immer noch durch Baumschützen gefährdet, deren hinterhältige Kampfesweise manches Opfer gekostet hat, bis auch sie von den Bäumen heruntergeholt sind.

Nun gilt es, das letzte Bollwerk der von drei Seiten eingeschlossenen und bereits schwer dezimierten Divisionen, den 1100 Meter hohen Donon, zu nehmen. Ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer, das noch auf einigen Stellen der einzigen Vormarschstraße in der St.-Quirin-Schlucht liegt, rückt das Regiment nach vorn, an der Spitze ein schneidiger Oberst, der bereits im Weltkriege an allen Fronten, im Westen, Osten und im Orient, als Infanterieoffizier und Flieger gekämpft hat. Uns entgegen kommen bereits die ersten Gefangenen dieses Morgens, zum großen Teil Elsässer, die froh sind, der „Hölle des Donon" entronnen zu sein. Neben den elsässischen Gefangenen torkeln dunkle und zweifelhafte Gestalten, die, wie sich



Der Sturzangriff beginnt



Generalfeldmarschall Milch auf dem Flughafen von Le Bourget



Der Rhein wird überschritten

Rheinschutzboote auf der Wacht



herausstellt, einem Sträflingsbataillon angehören, talwärts in die Gefangenenlager. Gesichert durch zwei leichte Pakgeschütze und eine Infanterievorhut, erkämpft sich das Regiment unter Ausnutzung der Überraschung des Feindes in flottem Vorgehen den Weg bis etwa sechs Kilometer unterhalb des Kleinen Donon, der dem Großen Donon vorgelagert ist. Hier hat sich der Franzose in der letzten Nacht eingeschanzt, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Plötzlich erhält die Spitze Feuer von einem Baumschützen. Zwei Mann sind schwer verletzt. Sofort schwärmt ohne Artillerievorbereitung die Infanterie nach vorn und seitwärts gegen die Waldhöhen, in denen sich der Feind, gut getarnt, verteidigt. In zweistündigem Nahkampf, der wirkungsvoll durch Pak unterstützt wird, wird der Feind mit Handgranaten und Karabinern aus seinen Nestern geholt. In Trupps zu 20 und 30 Mann ergeben sich die Franzosen. Völlig demoralisiert kommen sie auf dem Schluchtweg an. Die Spitzenkompanie macht allein fast 300 Gefangene in einer Stunde. Das Beispiel ihres jungen Kompaniechefs hat sie mitgerissen. Schwer verwundet durch Kopf- und Knieschuß liegt der Oberleutnant am Boden. Trotzdem gibt er, blutüberströmt, weitere Befehle an seine Kompanie. Sanitäter, die ihn nach rückwärts bringen wollen, wehrt er ab.

Trotz des ungünstigen Geländes, obgleich gegen Steilhöhen angerannt werden mußte und die feindliche Artillerie nicht mit Munition sparte, waren die eigenen Verluste nur gering, weil der Feind sein Ziel viel weiter rückwärts suchte und nicht mit der Kühnheit dieses blitzartigen Vorstoßes auf einer kaum gesicherten Straße rechnete. Unübersehbar wird gegen Abend die Menge der Gefangenen. Endlos ist die Beute an Munition, Waffen, Fahrzeugen, Pferden. Nur noch wenige hundert Meter trennen die deutschen Truppen vom Gipfel des Großen Donon, der bereits unter dem Hagel der schweren deutschen Artillerie sturmreif geschossen wird. Das letzte Bollwerk des französischen Widerstandes in den Vogesen, für das im Weltkrieg so viele Opfer besten deutschen Blutes gebracht wurden, steht vor dem Fall.

## Die letzten Stunden der französischen Armee

Wir befinden uns auf dem Marschweg. Die Vorausabteilung ist der Division um viele Kilometer vorangeeilt und soll in der Marschrichtung der Division erkunden und feindlichen Widerstand brechen. Sie ist die Einheit, die in dieser letzten Phase des Krieges gegen Frankreich den fliehenden Feind noch in größeren Kolonnen beisammen sah und ihn bis zu seiner völligen Erschöpfung durch ganz Frankreich hetzte. Marschweg heißt es ab und zu auf den Tafeln an Weggabelungen und Kreuzungen. Wo der Weg einer solchen Vorausabteilung hinführt, sieht man die Zeichen der Vernichtung. Wo sie die feindlichen Nachhuten, seinen Train oder die letzten Widerstandsnester aufspürte, hat sie diese zermalmt. Es war Sache der nachfolgenden deutschen Infanterie, das Gros auf dem Fluchtweg zu beseitigen. Heute heißt der Auftrag der Vorausabteilung, bis an einen Fluß vorzustoßen und den dortigen Brückenkopf zu besetzen.

Zwischen dem jetzigen Standort und diesem Fluß sind Reste der französischen Armee, die versuchen, dem deutschen Zugriff zu entkommen. Die Dörfer sind noch unberührt, und ihre Einwohner haben in diesem Krieg noch keine deutschen Soldaten zu Gesicht bekommen. Sie stehen fassungslos und blicken unseren vorbeistaubenden Fahrzeugen nach. In manchen Gehöften und Dörfern stehen die Lastwagen der Franzosen bereit, die letzten Reste abzutransportieren. Unsere Panzer sprengen dazwischen. Die Franzosen heben die Hände. Aus einem großen Waldstück pfeifen einige Schüsse herüber. Der Erkundungstrupp hält an, und wir arbeiten uns mit Gewehr und Pistole in dem Wald vor. Plötzlich — ein französischer Leutnant, der mit seinem Fernglas dasteht und anscheinend eben einen Befehl geben will. „Hände hoch!" Der Leutnant nimmt sein Glas weg, greift zur Pistole und streckt sie vor. Da springt der deutsche Major auf ihn zu, ein Schuß fällt, der Leutnant liegt tot am Boden. Weiter schwärmen die Schützen in dem Wald aus. Sie haben nie französischen Unterricht gehabt. Aber in diesen Tagen der Verfolgungsjagd haben sie die wenigen notwendigen Worte bereits gelernt: „Allez, allez vite!" schreien sie in den Wald, aus dem einzeln die französischen Soldaten mit erhobenen Händen hervorkommen. Sie haben eingesehen, daß ihr Widerstand sinnlos ist und legen die Waffen nieder. Zwei Mann von uns stellen sich an der Waldschneise auf, und jeder Franzose wird kurz auf Waffen untersucht, bis er auf der Straße

in der Kolonne antreten darf zum Marsch in das Gefangenensammellager. Die französischen Offiziere sind den deutschen Schützen bei der Ordnung der Kolonne behilflich. Es sind gute und verständige Soldaten, die vier französischen Offiziere. Sie sprechen kaum ein Wort, kauen nervös an einem Strohhalm und blicken an uns vorbei. Es wäre ihnen lieber gewesen, sie hätten unter einer besseren Führung und mit besseren Waffen in diesen Krieg ziehen können, sagt einer von ihnen. Wann sie den letzten Befehl bekommen hätten? Vor drei Tagen, sagen sie, seitdem stehen sie auf verlorenem Posten.

An die 5000 Gefangene sind es, die die ersten Teile der Division an diesem Tag gemacht haben. Am Fluß war die Brücke bereits gesprengt. Durch das Fernglas erkennen wir am jenseitigen Ufer französische Soldaten, die ein Maschinengewehr in Stellung bringen, als sie uns erkennen. Als hinter uns die Flak auftaucht, sind sie verschwunden. Ein Eisenbahnzug mit französischen Soldaten, der die letzten Reste in Sicherheit bringen soll, kann nicht mehr über die gesprengte Brücke und fällt in unsere Hände. Es sind nun ein paar tausend Gefangene mehr; aber sie fallen nicht ins Gewicht. Die ohnehin endlose Kette der Gefangenen ist um einige Kilometer verlängert. Am Abend können wir durch Funkspruch die Erfüllung unseres Auftrages melden. Reste des Feindes sind zerschlagen. Der Marsch ins Feindesland wird fortgesetzt.

## Zeitenwende in Compiègne

Durch die Bäume des Waldes von Compiègne schimmert das leuchtende Rot und Weiß der Reichskriegsflagge. Sie bedeckt das schändliche Wahrzeichen, das die Franzosen nach dem Weltkrieg hier errichtet haben, jenes Denkmal, das in höhnischer Realistik den getöteten deutschen Adler unter einem vergoldeten Schwert darstellt. Das ist die Stelle, an der die französische Waffenstillstandsdelegation bei ihrer Anfahrt die Wagen verlassen muß, um zu Fuß zu dem Eisenbahnwaggon zu schreiten, in dem einst die deutsche Schmach besiegelt wurde. Er ist aus dem Museum, in das man ihn zum ewigen Andenken eingemauert hatte, wieder herausgeholt und genau an dieselbe Stelle gebracht worden, wo er damals stand, als Foch und Erzberger einander gegenübersaßen.

Aus unmittelbarer Nähe sieht die steinerne Figur des französischen Marschalls auf das Ereignis dieses Tages herab, der so grundverschieden ist von jenem 11. November 1918.

Bei strahlender Mittagssonne versammeln sich in Erwartung des Führers seine ruhmreichen Heerführer. Als einer der ersten trifft Generalfeldmarschall Göring ein und begrüßt die Generale seines Stabes mit dem Marschallstab. Dann fahren nacheinander Generaloberst Keitel, Generaloberst von Brauchitsch, Reichsaußenminister von Ribbentrop, der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß und Großadmiral Raeder vor. Jeder von ihnen betrachtet nachdenklich das Denkmal des Hohnes auf die deutsche Soldatenehre, das nun von der großen Reichskriegsflagge ganz verhüllt wird. Es ist heute der 21. Juni. Sonnenwende — Zeitenwende.

Genau um 15 Uhr 15 rast der Meldefahrer heran: „Der Führer kommt!" Und schon steht der Feldherr des Sieges auf dem geschichtlichen Boden von Compiègne.

Im selben Augenblick geht in der Mitte des runden Platzes, auf dem der Waggon von 1918 steht, die Führerstandarte hoch, genau über der mächtigen Steinplatte, die in großen ehernen Lettern die haßerfüllte Inschrift trägt: „Hier unterlag am 11. November 1918 der verbrecherische Hochmut des Deutschen Reiches, besiegt von den freien Völkern, die es versklaven wollte."

Der Führer wirft einen langen Blick auf dieses schamlose Monument und betrachtet dann unweit davon eine andere Steinplatte, die den Ort bezeichnet, wo vor 22 Jahren der Wagen der deutschen Bevollmächtigten stand. „Les plénipotentiaires allemands" ist darauf zu lesen. Nach einigen Minuten ernsten Gesprächs

betritt dann der Führer den braunen Eisenbahnwaggon, der genau wie damals mit kleinen schmalen Tischen für die Verhandlungsdelegation ausgestattet worden ist.

Genau eine Viertelstunde nach dem Eintreffen des Führers kommen die Wagen der französischen Delegation heran. Es sind General Huntziger, Vizeadmiral Leluc, General der Luftwaffe Bergeret und Botschafter Noel.

Schweigsam gehen die französischen Offiziere an der Ehrenkompanie entlang, die im einfachen Stillgestanden, die Augen starr geradeaus gerichtet und ohne das Spiel zu rühren, verharrt.

Geleitet von Generalleutnant von Tippelskirch, Oberquartiermeister im Generalstab, und Oberstleutnant Thomas, dem Kommandanten des Führerhauptquartiers, betreten die französischen Bevollmächtigten den Waggon. Der Führer grüßt die Vertreter des besiegten Feindes mit dem deutschen Gruß. Dann nehmen sie einige Sekunden später als der Führer und die deutschen Generale Platz.

In einer kurzen Erklärung, die Generaloberst Keitel als Einleitung der Waffenstillstandsbedingungen verliest, wird in kurzen Sätzen das ausgesprochen, was ein großmütigerer Sieger, als es die Franzosen waren, dem geschlagenen Feind zu sagen hat. Der Führer tilgt damit für immer die Schande von 1918 und ehrt die Tapferkeit der französischen Armee.

Was nun mit den Franzosen besprochen werden muß, überläßt der Führer Generaloberst Keitel. Dieser verliest die Waffenstillstandsbedingungen in deutscher und französischer Sprache, während der Führer nach dem Verlassen des denkwürdigen Eisenbahnwagens von Compiègne mit allen übrigen Männern seiner Umgebung denselben Weg zurücknimmt, den er kam.

Der Führer der Ehrenkompanie meldet in dieser großen Stunde als Sprecher aller deutschen Soldaten: „Mein Führer! Die deutsche Wehrmacht grüßt ihren Obersten Befehlshaber!“ Die Klänge des Deutschland- und des Horst-Wessel-Liedes dringen noch durch die Fenster des Wagens, in dem die französische Delegation zurückgeblieben ist.

Aus allen Richtungen eilen nun die Soldaten der Absperrmannschaften und Begleitkommandos jubelnd auf den Führer zu. Ehe er abfährt, bringt Generalfeldmarschall Göring ein dreifaches Sieg-Heil auf ihn aus, und ergriffen stimmen alle ein, die den weltgeschichtlichen 21. Juni 1940 miterleben durften.

Eine Nacht ist über dem Wald von Compiègne dahingegangen, in der es um den braunen Salonwagen 2419 D ruhig und fast einsam war. Nur die deutschen Posten machten ihre Runde um den Platz, auf dem die deutsche Schmach verewigt werden sollte, und über dem gestern die goldene Standarte des Führers aufgezogen wurde.

Bis in die beginnende Dämmerung des gestrigen Tages hatten die Verhandlungen gedauert. Erst in später Stunde verabschiedete sich der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, als deutscher Verhandlungs-

führer von den Franzosen, die zurückblieben und mit ihrer Regierung telephonisch in Verbindung traten.

Es war ein langes Gespräch, das General Huntziger mit Bordeaux hatte. Zum ersten Male konnte er dabei Bedingungen und Ort der Verhandlungen bekanntgeben. Als die französischen Bevollmächtigten in der Frühe des gestrigen Tages bei Tours die Grenze der von unseren Truppen besetzten Zone überschritten haben, mögen sie an Berlin oder Paris, an jeden anderen Ort gedacht haben, nur nicht an den Wald von Compiègne, den ihr Generalissimus Weygand, der Gehilfe des Marschalls Foch, so gut kennt.

Heute, punkt 10 Uhr, kamen die Wagen der Franzosen dann wieder am Rundteil vorgefahren. Für die Nacht war ihnen in Paris eine Etage in einem großen Hotel eingeräumt und selbstverständlich jede Bewegungsfreiheit gelassen worden. Die Fahrt auf der großen Nationalstraße von Paris nach Compiègne mag die Vertreter des französischen Volkes nochmals an ihre Verantwortlichkeit erinnert haben. Die zerschlagenen Kolonnen und Batterien, die durch Stahlhelme und Gewehre gekennzeichneten vielen Gräber der Poilus, die Zerstörungen und Trümmerhaufen in den Städten und Dörfern, die ausgebrannten Häuserfronten, die verlassenen Höfe und leeren Felder, die Flüchtlings- und Gefangenenlager an den Straßen sprechen für jeden, der vorüberfährt, mehr als Worte.

Dreißig Meter entfernt von der Granitplatte mit dem Namen des Marschalls Foch, über die der Salonwagen zu den Verhandlungen gefahren ist, steht zwischen den Bäumen ein blau-weißes Zelt, das den technischen Hilfskräften der französischen Militärbevollmächtigten als Arbeits- und Aufenthaltsraum zur Verfügung steht. Um einen großen, braun polierten, ovalen Tisch stehen genügend bequeme Sessel. Schreibmaschinen und Fernsprechanschlüsse sind für die Stenotypistin und die Sekretärin vorhanden. Auch für frisches Wasser ist gesorgt. Während General Huntziger und die übrigen Delegierten sofort nach ihrer Ankunft den Salonwagen besteigen, halten sich die begleitenden Offiziere, die Dolmetscher und die Ordonnanzen im Zelt auf, wo ihnen auch aus einer deutschen Feldküche ein Mittagessen verabreicht wird.

Unter freiem Himmel, in einer Nische des Tannenbestandes neben dem blau-weißen Zelt rattern die Schreibmaschinen der Deutschen. Vor einem kleinen Zelttisch, der mit einer Karte und Arbeitsmappen belegt ist, sitzt Generaloberst Keitel. Der Feldwebel an der Maschine klappert den Text eines Protokolls herunter. Die Offiziere besprechen Einzelheiten der technischen Ausführung des Waffenstillstandsvertrags.

Im Wagen 2419 D taucht ab und zu die massige Gestalt des Vizeadmirals Leluc auf. Ein französischer Dolmetscher mit Goldstreifen an der Khakibluse hat den Ellenbogen aufgesetzt und hält sorgenvoll das Kinn in der Hand.

Was werden die nächsten Stunden bringen? Wird der Waffenstillstand unterzeichnet?

Um 11 Uhr 30 ist die Fortführung der Verhandlungen angesetzt. Fünf Mi-

nuten später besteigt Generaloberst Keitel den Wagen und nimmt mit seinen Herren Platz. Sie sitzen mit dem Rücken zu dem Schandmal, das der Haß im Jahre 1918 errichtete. Die Franzosen sitzen in derselben Reihenfolge wie gestern: Vizeadmiral Leluc, General Huntziger, Botschafter Noel und General der Luftwaffe Bergeret. Lebhafte Handbewegungen des Generals Huntziger sind zu sehen. Dann eilt Vizeadmiral Leluc barhäuptig und eilig über den Platz zum blau-weißen Zelt, von wo Dolmetscher und Stenotypistin zum Wagen befohlen werden. Als deutscher Stenograph hat der Feldwebel seine Maschine verlassen und an einem kleinen Seitentischchen im Verhandlungsraum Platz genommen.

Der Kampf um die Auslegung der einzelnen Punkte beginnt wieder. Erläuterungen werden gewünscht und gegeben. Um den Salonwagen auf dem Platz des Waffenstillstandes vom 11. November 1918 herrscht eine gespannte Ruhe. Die Stahlhelme der Posten tauchen nur selten hinter den Büschen auf. Nur halblaute Gespräche werden von den wenigen geführt, die Zeugen der Vorgänge sind. Hier wird ein neues Blatt der Weltgeschichte geschrieben. Protokolle werden von Hand zu Hand gegeben. Man sieht, wie der lebhafte kleine General Huntziger sich mehrmals vorbeugt, nach beiden Seiten spricht. Ihm gegenüber sitzt Generaloberst Keitel in völliger Ruhe. Mit geschärften Ohren hören die Stenographen, gehen mit dem Stift über ihre Bogen. Punkt für Punkt der Bedingungen wird verlesen, durchgesprochen, verlesen, besprochen, erläutert ...

Das geht schon mehr als eine Stunde, und noch kein Zeichen der endgültigen Übereinstimmung ist festzustellen. Die nervösen Bewegungen des Vizeadmirals Leluc fallen auf. Er fährt sich bereits mit beiden Händen über das Gesicht. Blaß und düster sitzt Botschafter Noel auf seinem Platz.

Die Beratungen sind schon über die ursprünglich angesetzte Zeit hinausgegangen, ungestört durch den Gesang der deutschen Kriegsvögel, die gegen 13 Uhr über dem Platz ihre schnellen Kurven fliegen.

Da erheben sich die Herren. Ist es soweit? Nein, nur eine Pause. Die Vormittagssitzung hat bis 13 Uhr 40 gedauert. Einige Fragen sind noch durch telephonische Rückfragen zu klären. In zwei Stunden gehen die Verhandlungen weiter.

Aus den zwei Stunden, die ursprünglich für ausreichend gehalten wurden, um der französischen Waffenstillstandskommission eine letzte fernmündliche Besprechung mit ihrer Regierung zu ermöglichen, wurden mehr als doppelt soviel.

Immer wieder versucht der im Salonwagen befindliche Leiter des französischen Nachrichtenbetriebes die Verbindung herzustellen, und immer wieder reißt sie ab, immer wieder werden Störungen zwischen Tours und Bordeaux gemeldet. Die französischen Bevollmächtigten werden sichtlich nervöser.

Mit unendlicher Geduld wartet der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, der Führer der deutschen Abordnung, in einer kleinen Nische

am Waldrand die Dinge ab. Es wird 16 Uhr, es wird 17 Uhr! Den Franzosen wird nahegelegt, eine Funkverbindung aufzunehmen, um die Lage zu klären. Da scheint die Telephonverbindung endlich zu klappen. Um den Fernsprecher im Wagen scharen sich die Mitglieder der Delegation. Armeegeneral Huntziger ergreift den Hörer. Er spricht mit Bordeaux. Dann scheint er Unterstützung zu benötigen. Er übergibt den Hörer dem Botschafter Noel ... Plötzlich ist die Verbindung wieder gestört ... wieder Unruhe, Bewegung.

Um 18 Uhr wird Gesandter Schmidt, der Vertreter des Auswärtigen Amtes, in den Wagen gebeten, wo ihm Armeegeneral Huntziger eine Mitteilung macht. Fünf Stunden sind seit dem Ende der Aussprache verflossen. Die Franzosen wünschen erneut eine Frist. Generaloberst Keitel setzt in einer in deutscher Sprache gehaltenen schriftlichen Mitteilung eine solche bis spätestens 19 Uhr 30.

Um 18 Uhr 30 wird diese Mitteilung durch den Gesandten Schmidt im Salonwagen General Huntziger überreicht. Vizeadmiral Leluc, der lässig im Sessel sitzend eine Zigarette raucht, erhebt sich und ruft eiligst den Dolmetscher herbei. Die Franzosen umdrängen den Übersetzer, während der Gesandte den Wagen verläßt und dem Generaloberst den Vollzug meldet.

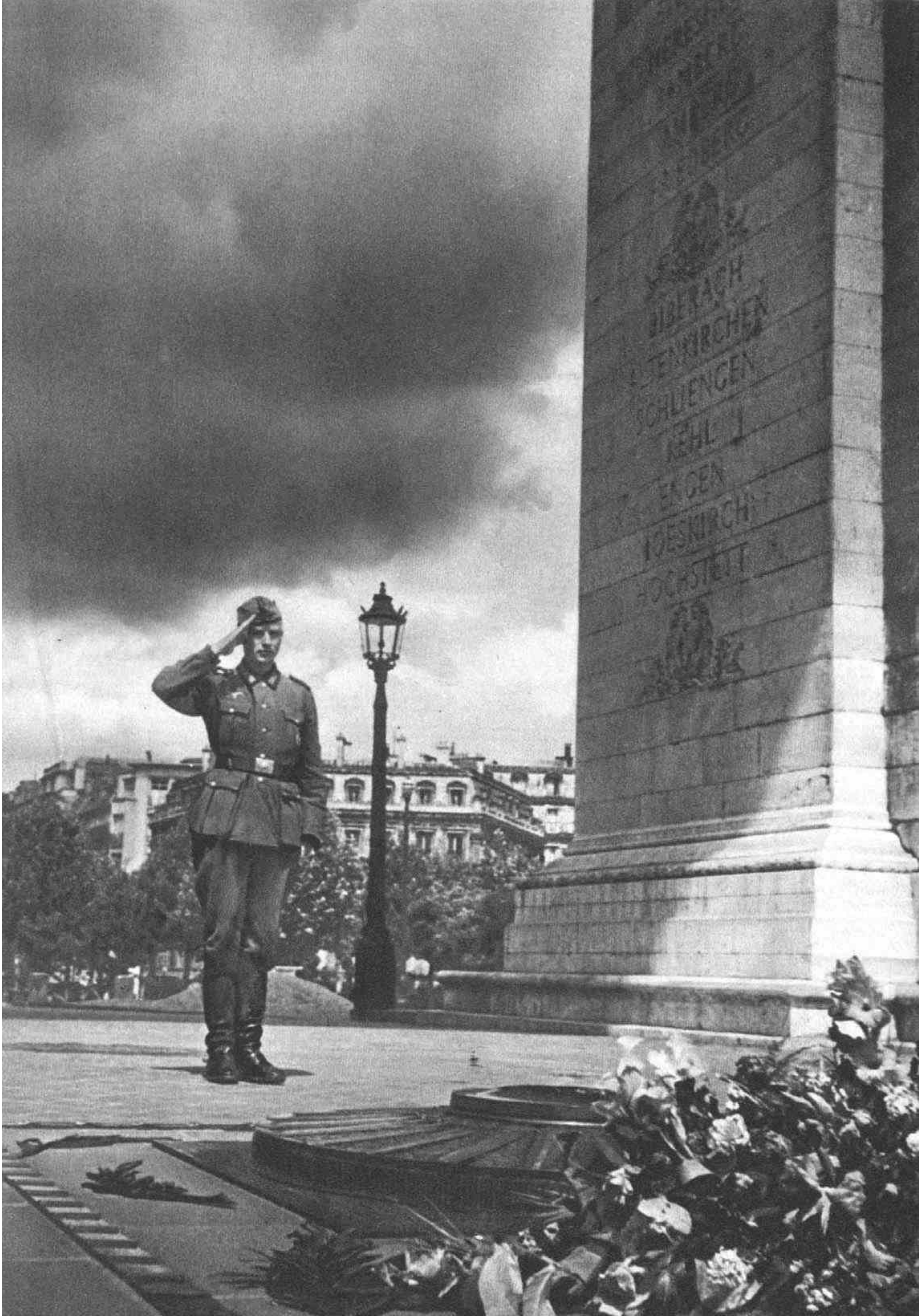
Am Ende einer kurzen Beratung der Franzosen in einem Nebengemach des Wagens werden die Deutschen in den Hauptraum gebeten. Generaloberst Keitel betritt ihn als erster, ihm folgen die anderen Herren. Gleichzeitig erscheinen von rechts auch die französischen Delegationsmitglieder. Eine zehn Minuten lange Aussprache findet noch statt. Dann erklären sich die Franzosen bereit zu unterzeichnen.

Um 18 Uhr 50 wird der Waffenstillstandsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet. Es ist ein Augenblick von seltener Größe. Stehend werden die Unterschriften geleistet. Die Franzosen beginnen damit. Vizeadmiral Leluc kann seine Bewegung nicht verbergen.

Nach der Unterzeichnung bittet Generaloberst Keitel die anwesenden Mitglieder der deutschen und französischen Waffenstillstandskommission, der beiderseitigen Gefallenen ehrend zu gedenken, die ihre Treue zum Vaterland mit dem Tode besiegelten. Eine Minute des Schweigens folgt. Dann verlassen die Franzosen den Verhandlungswagen, um sich nach Italien zu begeben, wo die Verhandlungen ebenfalls sofort aufgenommen werden sollen.

Mit der Unterzeichnung selbst schweigen die Waffen noch nicht. Der Vertrag tritt erst in Kraft, sobald die französische Regierung auch mit der italienischen ein Abkommen über die Einstellung der Feindseligkeiten getroffen hat. Sechs Stunden nach dem Empfang einer Mitteilung hierüber durch die italienische Regierung wird die Reichsregierung die Waffenruhe anordnen und die Franzosen durch Funkspruch davon verständigen.

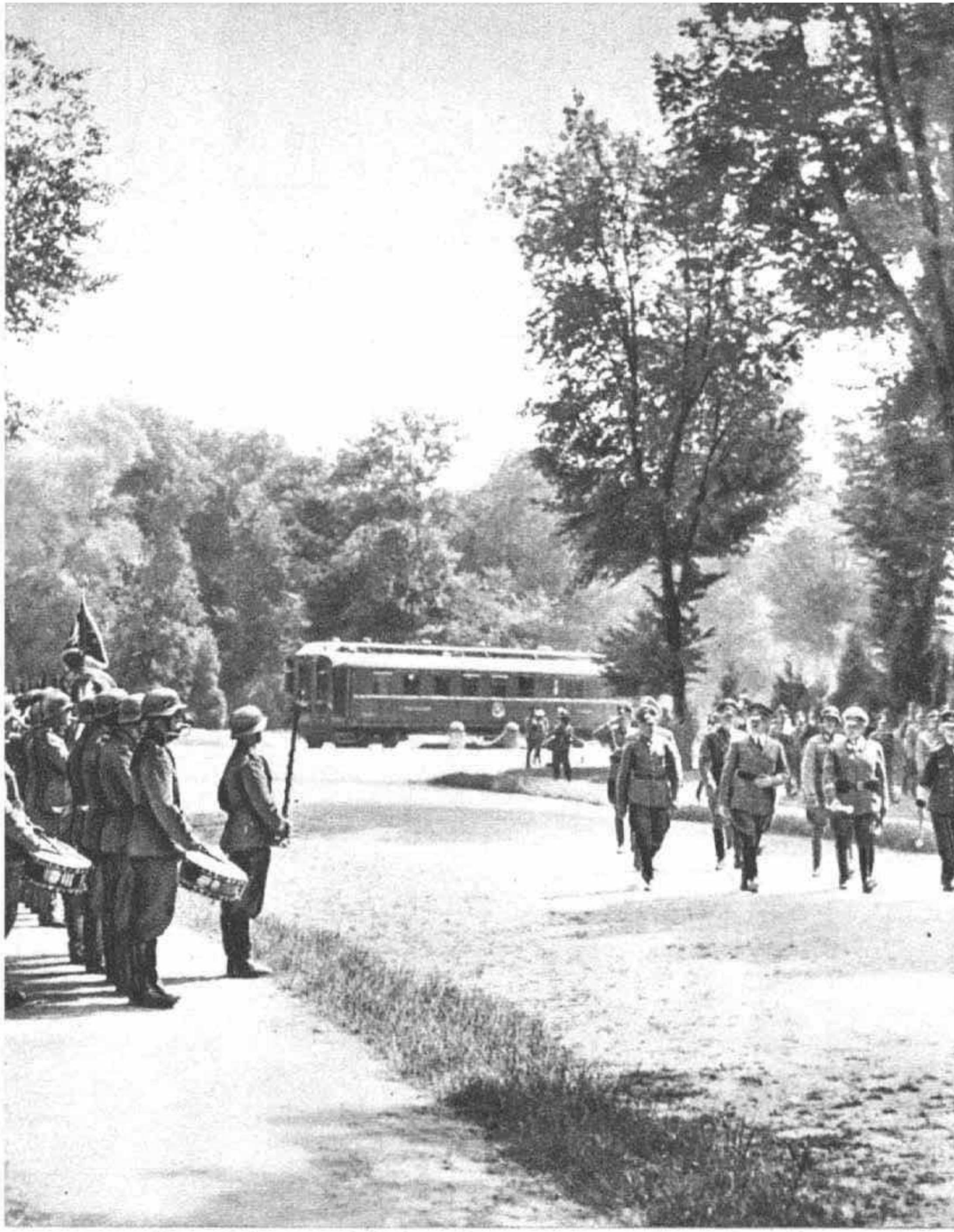
Um 19 Uhr 06 meldet Generaloberst Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, dem Führer, daß der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet ist.



Am Grabe des Unbekannten Soldaten in Paris



Der Gedenkstein im Walde von Compiègne


Der Führer verläßt den Verhandlungsort von Compiègne

# Inhaltsverzeichnis

Seite

# Bilderverzeichnis

PK-Bilder wurden zur Verfügung gestellt von: Associated Preß (5), Atlantic (20), Hoffmann (13), Pressebildzentrale (9), Schaller (1), Scherl (8), Weltbild (2).



FRANKREICH
im
europäischen
Raum
GROSS-
BRITANN
LONDON
BREST
NANTES
BORDEAUX
BILBAO
Ebro
MADRID
BARCELONA
LISSABON
Tajo
SPANIEN
VALENCIA
SEVILLA
GIBRALTAR
ATLANTISCHER OZEAN
MITT
ALGIER
ORAN



IEN
AMSTERDAM
BREMEN
HAMBURG
BERLIN
DEUTSCHES
REICH
Oder
Elbe
LEIPZIG
BRESLAU
BRÜSSEL
LILLE
KÖLN
FRANKFURT
PRAG
LE HAVRE
PARIS
ORLEANS
STUTTGART
Donau
MÜNCHEN
PRESSBURG
WIEN
BUDAPEST
SCHWEIZ
LYON
MAILAND
TURIN
JUGO-
SLAWIEN
GENUA
ITALIEN
MARSEILLE
KOR-
SI-
KA
ROM
NEAPEL
SARDI-
NIEN
ELMEER
SIZILIEN
TUNIS